



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 36.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

W. Hanna.

Achtzehntes Kapitel.

Von meiner neu erwachten Liebe zu Mabeline ganz und gar in Anspruch genommen, hatte ich eine Zeit lang keine Augen mehr gehabt für alles, was rund um mich vorging, ich wurde jedoch bald genug aus meinem Traum-

lande zurückversetzt durch die feindselige Stellung, die der junge Herr mir gegenüber einnahm.

Seine Abneigung gegen mich trat jetzt immer deutlicher hervor, und bald erlahmte ich auch, daß Mabeline die Hauptursache derselben war. George Redruth hatte es sich in den Kopf gesetzt, Miß Graham zu seiner Frau zu machen und that mir nun die Ehre an, meine Gegenwart in St. Gurlott als ein Hindernis seiner Pläne anzusehen. Eine Verbindung mit Mabeline versprach ihm bedeutende Vorteile, hauptsächlich in Bezug auf seine finanzielle Lage, die nach und nach eine sehr bedenkliche geworden, denn er hatte sich mit großen Summen bei Wettrennen beteiligt, im Spiele bedeutende Verluste gehabt und war mit seinem

väterlichen Vermögen beinahe zu Ende gekommen. Das war der Grund, warum er die wachsende Freundschaft zwischen mir und seiner Cousine mit scheelen Augen überwachte und, nachdem er eingesehen, daß Mabeline sich von ihm nichts verschreiben ließ, durch Hinterlist zu seinem Ziele zu gelangen beschloß; wie, sollte ich in Bälde gewahr werden.

Diese Dinge durften mich jedoch dazumal nicht ausschließlich beschäftigen, es kamen andere, schmerzlichere Ergebnisse hinzu, die mich für einige Zeit selbst mein gespanntes Verhältnis zu Master Redruth vergessen ließen.

Bei uns zu Hause sah es schlimm aus. Mein Onkel verharrte in dem gleichen traurig-stumpfen Gemüthsstande,



Die Mine von St. Gurlott. „Nehmen Sie sich in acht, Sie,“ sagte ich. „Ich werde auch Sie nicht schonen, wenn Sie zu weit gehen.“ (S. 422.)

der jeden Tag neue Furchen in das Gesicht meiner armen Tante grub. War der Onkel zu Hause, so hielt sie mit Aufbietung all ihrer Kraft ein freundlich-müdes Lächeln für ihn bereit, war er zur Arbeit fort, so setzte sie sich in einen Stuhl und weinte. Ich hatte es nur einmal gesehen, aber ich wußte, daß es immer so war, Tag für Tag, Nacht um Nacht. Es kam mir wie Sünde vor, glücklich zu sein, indes in unserem Hause so viel Kummer wohnte, und ich meinte oft, ohne weiteres auf und fort gehen und nicht eher wieder heimkehren zu sollen, bis ich das verlorene Kind gefunden und zur Rückkehr bewogen.

Ich fing an darüber nachzugrübeln, ob vielleicht mein Onkel nicht doch recht gehabt, als er seinerzeit meinte, der Inspektor habe die Hand im Spiele. Und sonderbar war es auf alle Fälle, seit jener Nacht, wo Annie verschwunden, sah man auch Johnson nur selten mehr in St. Gurlott. Ich sann und sann über der Lösung dieses Rätsels, als eines Tages etwas geschah, was die Situation noch mehr zuspitzte.

Ich war eben nach gründlicher Inspektion schmutzbedeckt aus der Mine gestiegen und stand noch am Ausgang des Schachtes, als ich hinter mir plötzlich laute, freitende Stimmen vernahm und, mich umsehend, zwei Männer gewahrte, die sich, wie zu tödlichem Kampfe gerüstet, gegenüberstanden. Der eine dieser Männer war mein Onkel, der andere Johnson, der Inspektor.

Beim Anblick desjenigen, den er als seinen bittersten Feind betrachtete, war wie durch ein Wunder alle Hinfälligkeit von meinem Onkel gewichen. Hoch aufgerichtet stand er vor Johnson und hielt ihm die zur Faust geballte Hand vors Gesicht.

„Du Schurke!“ schrie er, zum Schlage ausholend. „Du Feigling, Du Schuft! Sag mir, wo mein Mädchen ist. Sag mir's oder, bei Gott, ich bringe Dich um!“

Einen Augenblick noch und der Schlag wäre gefallen, ich sprang jedoch dazwischen und sagte mit lautem Aufschrei des Onkels Arm. Ganz außer sich versuchte er mit aller Kraft sich von mir frei zu machen.

„Lass mich los, Hugh!“ schrie er wütend. „Ich habe Dir gesagt, was ich mit dem Menschen thun werde, und ich thu' es auch! Schau ihm ins blasse Gesicht, dem Elenden, der mein armes Mädchen betrog und nun wieder herzukommen und noch zu lachen vermag, während sie vielleicht, Gott weiß wo, in Kummer und Not sitzt.“

Wieder mußte ich all meine Kraft anwenden, ihn zurückzuhalten, während Johnson, schlecht, wie er war, seine Fassung in dem Maße zurückgewann, als er die augenblickliche Gefahr beseitigt sah.

„Vielleicht sind Sie nun etwas ruhiger geworden,“ sagte er höhnisch, „und werden mir gütigst erklären, was der Lärm eigentlich zu bedeuten hat?“

„Das will ich übernehmen,“ sagte ich. „Wo ist Annie Pendragon?“

Er zuckte mit den Achseln und zog die Brauen in die Höhe. „Es scheint mir, daß ich unter lauter Tollhansler geraten bin. Was fragt Ihr mich darum? Wie kann ich wissen, wo das Mädchen ist?“

„Sie stehen im Verdachte, sie von Hause wegeloht zu haben. Man hat sie mit Ihnen in Falmouth gesehen und Sie werden daher wohl auch wissen, wohin sie von dort aus gegangen.“

„Ich weiß es nicht. Ich begegnete ihr allerdings in Falmouth, das ist wahr, es war aber meine Sache nicht, sie zu fragen, was sie dort zu thun hätte.“

„Das ist gelogen!“ schrie mein Onkel. „Noch einmal, Hugh, laß mich los!“

„Das hilft zu nichts, Onkel,“ sagte ich, „wir wollen mit Johnson nicht weiter verhandeln, es wird andere Wege geben, die Wahrheit herauszubekommen.“

Das Resultat dieser Stunde war eine schwere Krankheit, die meinen Onkel darniederlegte und eine Weile sein Leben ernstlich bedrohte. Während derselben kam Madeline, von Annita begleitet, öfter zu uns und brachte dem fiebernden Patienten kühlende Getränke und eingemachte Früchte. Endlich war die Krankheit gebrochen, der Onkel konnte sich wieder erheben, aber wie — ein bleicher, zusammengefallener, müd am Stabe einhergehender Mann, der Schatten nur seines ehemaligen Selbst.

Von dieser Zeit an schien sein früher so klarer Verstand gelitten zu haben, er klammerte sich mit seltsamer Hartnäckigkeit an die eine Idee, daß Johnson die Schuld an der Flucht Annies trage, ich aber, der ich öfter als er Gelegenheiten hatte, den Inspektor zu beobachten, gelangte im Gegentheil je länger je mehr zu der Ueberzeugung, daß, wenn dieser wirklich die Hand dabei im Spiele gehabt, er doch weiter nichts als der Helfershelfer seines Herrn gewesen. Daß George Redruth der Hauptschuldige sei, diese Ueberzeugung stand festest in mir, ob mir auch alle und jede direkten Beweise fehlten.

Während der Krankheit meines Onkels und der Zeit seiner Konvaleszenz hatte ich auch einen Teil seiner Obliegenheiten übernommen und war dadurch veranlaßt, täglich die ganze Mine zu inspizieren, deren Zustand mit jedem Tage besorgniserregender wurde. Immer und immer wieder machte ich den jungen Herrn darauf aufmerksam, ohne daß er jedoch nur das geringste zur Abwendung der drohenden Gefahr angeordnet hätte. Alle meine Vorschläge verwarf er als ungeeignet oder zu kostspielig. Wenn er nur auf sicherem Grund und Boden stand, was kümmerte es ihn, ob das Leben derer gefährdet war, die unter demselben für

ihr tägliches Brot arbeiteten. — Und dennoch mußte unbedingt etwas geschehen, das Leben zu vieler stand auf dem Spiele. Ich beschloß darum, ihm noch einmal die dringlichsten Vorstellungen zu machen und, falls auch dieser letzte Appell fehlschlagen sollte, mich direkt an die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft, als die Miteigentümer der Mine, zu wenden. Ich hatte mir vorgenommen, Master Redruth in seinem Hause aufzusuchen, diese Mühe glaubte ich mir jedoch ersparen zu können, als ich ihn eines Morgens in Begleitung Johnsons auf mich zukommen sah.

„Mr. Redruth,“ sagte ich, zu ihm hintertretend, „ich wünschte einige Worte allein mit Ihnen zu sprechen.“

Er sah mich mit hochmütiger Miene von Kopf bis zu Fuß an und sagte dann:

„Nun, was gibt es denn so Wichtiges? Machen Sie's kurz.“

Ich schaute auf Johnson, da ich aber sah, daß derselbe keine Miene machte, sich zu entfernen, begann ich:

„Es ist wegen der Mine, Sir.“

„Schon wieder das alte Lied. Ich denke, Sie haben mir bereits zur Genüge über dies Thema vorgejammert.“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan. Sie aber haben bis zur Stunde noch keine der angeratenen Schutzmaßregeln ausführen lassen, währenddem jeder Tag die Gefahr vergrößert und wir keinen Augenblick davor sicher sind, daß das Wasser hereinbricht und die Mine überschwemmt.“

Indem ich so mit ihm sprach, hatte er sich ruhig eine Cigarre angezündet, paffte nun die ersten Züge vor sich hin und fragte, gelassen den blauen Rauchwölkchen nachsehend:

„Wissen die Leute um die Gefahr, die sie Ihrer sehr maßgeblichen Meinung nach bedroht?“

„Gewiß wissen sie darum.“

„Und weigern sie sich, ihre Arbeit zu thun?“

„Nein, wie dürften sie das? Wenn sie es thäten, würden sie entlassen werden und hätten keinen Verdienst mehr, kein Brot für die Ihren. Die Leute haben keine freie Wahl, ihre Frauen, ihre Kinder wollen essen.“

„Nun also! Da sind Sie ja Ihrer eigenen Aussage gemäß der einzige unruhige, mißvergnügte Geist unter allen. Ich meine, es ist Zeit für Sie, den Platz zu räumen.“

Der eiskalte Ton, in dem er dies sagte, benahm mir beinahe den Atem.

„Was meinen Sie?“

„Genau das, was ich sage,“ erwiderte er. „Daß Sie sich von heute an als entlassen betrachten mögen und daß Sie am besten thun werden, wo anders ein Unterkommen zu suchen. Wenn Sie mit der Lage der Dinge nicht zufrieden sind, andere Leute sind es. Mr. Johnson sieht die Sache nicht halb so verzweifelt an und ist bereit, mir zu liebe Ihre Pflichten mit zu übernehmen.“

Einsehend, daß jedes weitere Wort unnütz, nahm ich meine Verabschiedung so gelassen als möglich entgegen, war jedoch fest entschlossen, nicht vom Platze zu gehen, ehe ich nicht Master Redruth meine Meinung noch gründlich klar gelegt. So pflanzte ich mich denn fest vor ihn hin und legte, da er sich zum Gehen wenden wollte, meine Hand auf seinen Arm.

„Ich habe so was schon lange vorausgesehen,“ begann ich, „nun ist es gekommen. Es ist wohl auch besser so. Eines aber sage ich Ihnen, daß ich noch meine letzte Pflicht erfüllen und die Vorstandsmitglieder der Gesellschaft von dem bedenklichen Zustande der Mine unterrichten werde.“

Er drehte sich gegen Johnson, ich sah die beiden einen bedeutungsvollen Blick austauschen, dann erwiderte er in verächtlichem Tone:

„Es bleibt Ihnen selbstverständlich unbenommen, ganz zu thun, wie Ihnen beliebt, ich bitte mir nur das eine aus, daß Sie Ihre Stelle schnellmöglichst quittieren.“

„Sie werden sich damit viel überflüssigen Ärger vom Halse geschafft haben,“ mischte sich nun Johnson zum erstenmale hinein. „Trelany ist immer ein Unglücksrabe gewesen.“

Die Unversöhnlichkeit dieses Burshen erbitterte mich noch mehr als die Kaltblütigkeit seines Herrn.

„Ich werde in noch ganz anderem Tone krächzen,“ schleuberte ich ihm ins Gesicht, „wenn Sie etwa Lust haben, mit mir anbinden zu wollen.“

„Anbinden wollen — wie lächerlich!“ erwiderte er, weiß vor Furcht oder Bosheit. „Es wird nicht wohl viel brauchen, einen jungen, kaum flüggen Hahn vom Zaune fliegen zu machen, darauf er sich hoffärtig gesetzt und sich den Kamm schwellen ließ. Wenn Mr. Redruth meinem Rat gefolgt wäre, so krächten Sie überhaupt schon längst wo anders.“

„Kommen Sie,“ sagte Redruth. „Es ist nicht der Mühe wert, mit dem da ein Wort zu verlieren.“

Ich vertrat ihm jedoch den Weg, drohend die Fäuste ballend. In meinem Gesichte muß ein böser Ausdruck gelegen haben, denn die beiden Männer wichen unwillkürlich einen Schritt zurück. Mehrere der Minenarbeiter, die unsere laut gesprochenen Worte gehört, hatten sich um uns gruppiert und warteten neugierig die weitere Entwicklung des Streites ab.

„Ich weiß ja, daß hier kein Platz für einen ehrlichen Mann ist,“ sagte ich. „Ich wußte es lange schon. Wie der Herr, so der Knecht. Sie, Herr, brauchen zum schmutzigen Dienste den schmutzigen Mann, und da steht er ja gleich bequem zur Hand — ein so gemeiner, feiger Schuft, als nur je einer geatmet!“

„Geh mir aus dem Weg, Bursche!“ schrie Redruth, seinen Stoch erhebend; er wußte jedoch gut genug, daß er nicht zuschlagen durfte, wußte, daß ich ihn in diesem Falle ohne weiteres zu Boden geschleudert haben würde, und

wußte auch, daß keiner der Umstehenden zu seinem Schutze nur einen Finger erhoben hätte, obschon es ihr Brotherr war.

Die Gegenwart der Arbeiter schien dafür seinem Begleiter Mut einzufößen, denn er machte einen Schritt vorwärts und hielt mir die Faust vors Gesicht.

„Sie nennen mich einen Schuft?“ schrie Johnson. „Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Inspektor und von Stund' an auch der Oberaufseher der Mine, Sie nichts als ein Bettler, ein Herr von Habenicht's! Das ist's, was Sie sind! Solch grünen Jungen nehme ich auf die Zähne und speie ihn aus, Sie und noch zwanzig wie Sie!“

Diese und noch rohere Beleidigungen, die ich nicht wiedergeben mag, schäumte er heraus, immer näher an mich herantretend, bis ich, aufs äußerste gereizt, ohne ein Wort der Gegenrede ihn packte und zu Boden warf.

Als er niederfiel, sprang George Redruth auf mich zu und schlug mit dem Stoch nach mir, ich fing den Schlag jedoch auf, sagte das leichte Rohr und warf es, entzweit, gebrochen, zur Seite.

„Nehmen Sie sich in acht, Sir,“ sagte ich. „Ich werde auch Sie nicht schonen, wenn Sie zu weit gehen.“ Zitternd wich er zurück.

„Das sollen Sie mir büßen, Trelany! Bevor der Tag zu Ende geht, liegen Sie hinter Schloß und Riegel.“

„Sie wissen, wo ich zu finden bin,“ gab ich zur Antwort und verließ, ohne ein Wort zu sagen, den Platz.

Bald hatte ich mich von meiner Aufregung wieder erholt und war des ganzen Ernstes der Situation klar geworden, aber selbst dann noch bereute ich keinen Augenblick, was ich gethan. Jung und voll schwellender Thatkraft, bangte mir nicht vor der weiten Welt, ob ich auch sonst nichts mein eigen nannte. Nur der Onkel und die Tante, die gaben mir zu denken.

Was Redruths Drohung, den Schutz der Gesehe gegen mich aufzurufen, anbetraf, so schien er für gut befunden zu haben, es bei derselben bewenden zu lassen, denn es meldete sich keiner der Dorfbeamten; ohne Zweifel hielt er, da seiner geheiligten Person kein Leid geschehen, es für besser, weiter keinen Lärm zu machen. War doch sein Zweck erfüllt — eine unbequeme Persönlichkeit beiseite geschoben.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Alle Rechte vorbehalten.)

IV.

Ich gratulire Ihnen zu dem kleinen Stammhalter, lieber Müller, und freue mich recht, daß Sie nun heute endlich wieder einmal bei uns in den 'Drei Enten' sind! Nach diesen begrüßenden Worten fuhr der Sprecher derselben, Hirschstein, fort: „Mutter und Kleines befinden sich doch wohl? — Nährt Ihre Frau?“

„Nein!“

„Nun, dann kann ich Ihnen wirklich einen guten Rat geben,“ warf Bleßing ein.

„Sie wollen mir doch nicht etwa neue Erfindungen, um Säuglinge zu ernähren, empfehlen?“ fragte Müller.

„Nein und ja, wie man es nehmen will! Es fällt mir durchaus nicht ein, Ihnen, wie Sie anzunehmen scheinen, zu einem jener zahllosen modernen Milchsurrogate raten zu wollen, nein, ich glaube, daß, wo Muttermilch fehlt, Kuhmilch immer die dem Säugling zuträglichste Nahrung bleiben wird, aber ich halte es für meine Pflicht, Sie auf einen neuen Milchschöpfapparat aufmerksam zu machen, mittels dessen es äußerst bequem gemacht wird, die Kuhmilch stets in gutem, leichtverdaulichem Zustand zu bewahren. Es ist ja durch neuere Versuche festgestellt, daß erst ein längere Zeit andauerndes Kochen, und zwar unter Abfluß der Außenluft, die Milch leicht verdaulich zu machen im Stande ist, und besteht nun ein ganz besonderer Vorzug der Patentmilchschöpfmaschine von E. Martin in Duisburg darin, daß eine derartige Behandlung der Milch äußerst leicht und bequem gemacht wird. Es ist bei dieser, in ihrer äußeren Erscheinung einem eleganten Kaffeetocher nicht unähnlichen Maschine schon als ein großer Fortschritt anzuerkennen, daß das zur Aufnahme der Milch dienende Gefäß aus reinem Nickel hergestellt ist, einem Metall, welches zu keinerlei Säurebildung Veranlassung gibt. Dieses Gefäß, welches mittels zweier Zapfen freischwiegend aufgehängt ist, wird erst durch eine mit einem zentralen, nach unten gehenden Röhrchen versehene Einsaßplatte und außerdem oben durch einen Deckel verschlossen. Unter dem Gefäß befindet sich eine Spirituslampe von eigentümlicher Konstruktion, auf die ich noch kommen werde. Kocht die Milch zu lebhaft, so steigt ein Teil derselben durch das Röhrchen in die obere Abteilung, so daß das Gefäß füllt und ein unterer Ansaß desselben die Spiritusflamme mehr oder weniger dämpft. Die nach oben getriebene Milch dringt demzufolge wieder nach unten und der Kochprozeß nimmt unter Vermeidung jedes Anbrennens oder Ueberkochens seinen Fortgang. Er ist erst beendet, wenn der Spiritus in der oberen Abteilung der Lampe verbrannt ist. Alsdann schlägt von der unteren Abteilung der Lampe durch eine kleine Oeffnung des beide Abteilungen scheidenden Bodens eine ganz schwache Flamme nach oben, die eben nur noch zum Warmhalten des Milchgehaltes, allerdings für die beträchtliche Zeit von zehn bis zwölf Stunden, ausreicht. Man kann also mit Hilfe dieses Apparates während der ganzen Nacht Milch von stets gleichmäßiger Konsistenz, denn eine Verdampfung ist ja ausgeschlossen, bereithalten und dabei noch die Beruhigung haben, daß durch das anhaltende Kochen etwa in der Milch vorhandene Krankheitskeime zerstört wurden.“

Letzteren Umstand glaube ich besonders hoch schätzen zu müssen,“ sagte Hirschstein, „denn es soll ja in der Milch von derartiger mikroskopischen Ungeheuern, die durch das bloße Aufkochen den

Spanische Tage.

Novellette

von

Gustav Falke.

(Schluß.)

Nicht im mindesten inkommodiert werden, geradezu wimmeln. Ich will mir unverzüglich diese so sinnreich eingerichteten Milchschonmaschinen kommen lassen. Uebrigens empfing ich erst heute ein anderes neues Fabrikat, an dem ich wieder einmal wahrnehmen konnte, auf welcher hohen Stufe unsere Metallwarenindustrie heutigen Tages steht, einen Patentausziehleuchter von Gebrüder Hollweg in Barmen."

"Nun, bei demselben handelt es sich doch wohl nur um die äußere Ausstattung," bemerkte Schroth, "denn an der Konstruktion der Ausziehleuchter dürfte sich doch kaum Wesentliches ändern lassen?"

"Beides ist hier neu und beachtenswert," erwiderte Hirschstein, "und das schöne Neuhäuser dieses für Piano's, Toilettenpiegel, Pulve und so weiter bestimmten Leuchters ist zum großen Teil erst durch die eigentümliche Konstruktion erzielt worden. Der Arm wird nämlich durch sehr geschmackvoll gestaltete, aus spiegelblankem Blech ausgeformte Kettenglieder gebildet, die sich beim Zusammen-schieben des Leuchters an einer geträumten Führung in einem mehr oder weniger geschlossenen Bogen gruppieren. Das Scharnier ist mit einer bei dieser Gattung von Leuchtern bisher ungelassenen Sorgfalt hergestellt und auch die übrige Verbindung der bewegten Teile ist so solide gearbeitet, daß jedes Schiefgehen der am Ende befindlichen Kerze oder Lampe unmöglich gemacht wird. Die Metallarbeit ist, wie ich schon erwähnte, von vorzüglicher Sauberkeit und der ganze Leuchter ein wirklicher Schmuck für jedes zu seiner Aufnahme sich eignende Möbel."

"Auch ich habe heute," nahm Müller das Wort, "bei meinem Gigarrenhändler ein neues Erzeugnis der Metallwarenbranche erworben. Daselbe gefällt mir noch besser als die soeben geschilderten. Findet es auch Ihren Beifall?"

"Ich sehe einstweilen noch gar nichts," bemerkte Schroth, "und weiß nicht, was Sie meinen."

"Nun, dann achten Sie doch, bitte, einmal darauf, wie ich meine Gigarre halte. Sehen Sie denn dieses kleine Instrument nicht, mittels dessen ich dieselbe außen an meinem Zeigefinger festgeklemmt habe? Zu letzterem Zwecke dient der offene federnde Ring, während eine kleine, nach außen ragende Klemme mit Schiebering die Gigarre festhält."

"Ja, wozu soll das Ganze aber nützen?" fragte Hirschstein.

"Das kann doch wohl nur ein Nichttraucher oder allenfalls ein sogenannter Sonntagsraucher fragen," entgegnete Müller. "Hat denn das Halten der Gigarre beim Schreiben, beim Kartenspiel und so weiter, überhaupt da, wo beide Hände schon ausreichend beschäftigt sind, Ihnen noch keine Schwierigkeiten bereitet? Nun, sehen Sie, heute nachmittag hat mich das Kaufen meiner Gigarre beim Schreiben nicht im mindesten geniert. Außerdem konnte ich aber noch beobachten, daß man in dem Halter die Gigarre ebenso weit aufrauben kann wie in einer Spitze, ohne die Unannehmlichkeiten der letzteren mit in den Kauf nehmen zu müssen."

"Darf ich Sie bitten, mir gelegentlich auch solch kleines Instrument zu besorgen?" fragte Blesing.

"Mir auch, mir auch!" erscholl es von allen Seiten, ein Beifall, daß es an "anhaltenden" Kauchern in den drei Ecken durchaus nicht fehlte.

Aus dem Szululeben.

(Bild S. 424.)

Zwischen Ungarn und die Bukowina hineingeschoben, hauptsächlich den gebirgigen Teil Ostgaliziens, die Bezirke Kolomea, Raabmorna und Kohnow umfassend, liegt das Gebiet der Szululen.

Es ist ein origineller, kräftiger Menschenschlag, der da auf dem Hochland des östlichen, reich bewaldeten Karpathengebirges (das hier mit dem Gipfel Gjamotora seine höchste Erhebung — 1600 Meter — erreicht), die Männer hochgewachsen, stiel und stolz, die Frauen wohlgeformt und von anmutiger Gesichtsbildung. Ihre Wohnungen sind ziemlich primitiv und machen auf Eleganz oder Komfort keine besonderen Ansprüche, Mensch und Vieh leben da in traulichstem, nächstem Beisammensein.

Die farbenbunte Nationaltracht der Szululen, die in jedem Dorf ihre speziellen Veränderungen erleidet, ist höchst malerisch und von recht harmonischer Gesamtwirkung. Als Gebirgsvolk beschäftigen sie sich durchweg mit Viehzucht (Schafe und Ziegen), den Handel besorgt der herumziehende Krämer, der — ein berittener Hausierer — bei dem überaus gottreichen Völkchen überall freundliche Aufnahme findet. Recht originell ist ihr, nach der Stadt Kolomea benannter, Nationaltanz, die "Kolomyja", der in seinem feurigen Rhythmus an den ungarischen Czardas erinnert. Unser Bild zeigt uns einen der jungen Burche, der vor der Dame seines Herzens, die unvermeidliche kurze Weife in der hochgeschwungenen Rechten, diesen Tanz exeziert, während der Schwiegervater in spe schmauchend in behaglicher Ruhe den Ertrag der nächsten Schafschur zu überrechnen scheint.

Das Südthor von Bhamo (Birma).

(Bild S. 425.)

Im Anschluß an unser in letzter Nummer gebrachtes Bild geben wir heute unseren Lesern eine weitere Ansicht aus dem von den Engländern occupierten Bhamo: das südliche Stadthor von Bhamo mit dem daneben befindlichen Wächterhäuschen und einem Teil des Palisadenmalles. Letzterer umgibt, neun Fuß hoch, die gesamte Landseite der am Irawaddy gelegenen, als Stapelplatz des Handels nach China bekannten, etwa 3000 Einwohner zählenden Stadt; er ist aus Baumstämmen angefertigt und schließt allerdings nicht gegen die Kugeln europäischer Geschütze, wohl aber in hinreichender Weise gegen die Angriffe feindlicher Stämme und die Raubgelüste der Tiger des vor den Thoren liegenden Dschungels. Neben dem fünfundzwanzig Fuß hohen soliden Thor steht das Wächterhäuschen, dessen oberes Stockwerk als Loge aus dient, während unten eine Wache von sechs Mann postiert ist, die mit Vorderladern ältester Konstruktion und dem "Dah", dem landesüblichen Schwerte, ausgerüstet sind; eine alte verrostete Kanone befindet sich ebenfalls dort. Im Gegensatz zu der sonstigen Unreinlichkeit und Vernachlässigung wird der Dah, mit dem der birmanische Soldat äußerst geschickt umzugehen weiß, stets blank und scharf gehalten. Sobald das Thor durchschritten, zeigt sich das ganze Leben birmanischer Städte: halbnackte Weiber, nackte Kinder, lungenlede Eingeborene, Wasserträger, Kaufleute, dazwischen nun auch Gruppen englischer Soldaten, der wohlbewaffneten Verbreiter englischer Zivilisationsbestrebungen.

Theresa kauerte gewöhnlich während meines Spiels zu den Füßen ihrer Freundin und hörte fast atemlos zu. Ich hätte stundenlang spielen können, ohne daß sie sich merklich gerührt hätte.

Baten wir dann das Mädchen, eines ihrer spanischen Lieder zu singen, so war sie bereitwillig, ohne sich zu zieren. Sie sang mit ziemlich voller, etwas rauher Stimme und eine heiße Leidenschaft durchflutete alles, was sie sang. Sie begleitete sich mit mehr Begabung als Kunstfertigkeit auf der Gitarre. Immer aber erregte mich ihr eigentümlicher Gesang, bei welchem sie es liebte, mich oft unverwandt anzusehen, als wollte sie meine, des Musikers, Anerkennung ihrer Leistung mir vom Gesicht lesen.

Selten und dann nur aus eigenem Antrieb erhob sie sich und tanzte, langsam, mit unnachahmlicher Grazie, wie ich's wohl bei den Zigeunerinnen gesehen, mehr in der Art der alten maurischen Tänze als in dem lebhafteren spanischen Rhythmus. Nie sah ich sie beim Tanzen in ein heftiges, leidenschaftliches Tempo übergehen, alles war Grazie, Ruhe, gefesselte Leidenschaft.

Von Martha erfuhr ich eines Tages Näheres über das Mädchen.

"Therese's Vater," erzählte sie mir, "war ein Better der Frau Babbe. Er soll ein finsterner, verschlossener, gewaltthätiger Mann gewesen sein. Die Eltern hatten ihm einen kleinen Weinberg hinterlassen, er aber zog es vor, als Batscher seinem Verdienst nachzugehen."

"Sie haben ihm lange nichts anhaben können, trotzdem die Beamten ihm scharf auf die Finger paßten. Er war der verwegenste unter seinen Gefellen und genoß großes Ansehen bei ihnen."

"Da kam er eines Tages mit einem Mädchen heim, das er zu seiner Frau machte. In Vittoria, erzählte man, hätte er sie kennen gelernt, eine Guitana, eine Zigeunerin. Sie soll sehr schön gewesen sein und viel über ihn vermoht haben. Er hatte sogar ihr zu liebe sein gefährliches Handwerk aufgegeben und sich wieder seinem Weinberg gewidmet."

"Aber der alte Hang erwachte eines Tages aufs neue, auch wohl angestachelt durch die Spöttereien und Drohungen seiner früheren Gefellen. Er fing das Batschen wieder an und fiel in einem Kampfe mit den Grenzjägern."

"Die schöne Guitana — wie sie immer nur von den Leuten genannt wurde — soll sich wie unsinnig geberdet haben. Die Gendarmen waren von da an ihre Todfeinde und als sie sich einmal an einem solchen vergriff und dem vermeintlichen Mörder ihres Mannes den Garau zu machen suchte, steckte man sie ins Zuchthaus in Santona. Dort ist sie erkrankt und gestorben."

"Theresa war damals ein Kind von drei Jahren und hat den größten Teil ihrer Kindheit im Waisenhaus von Olaviaga verleben."

"Von dem trostigen Sinn des Vaters und dem Zigeunerblut der Mutter hat sie ihr Teil bekommen. Sie soll ein wildes Ding gewesen sein. Als sie eines Tages aus dem Waisenhaus entlaufen war, fand man sie bei einer Zigeunertruppe wieder. Noch heute verleugnet sich die Guitana nicht. Sie haben ja selbst schon bei ihrem Tanzen diese Bemerkung gemacht."

"Von ihrer Herkunft hat sie lange nichts gewußt. Als Babbe's das heranwachsende Mädchen später zu sich nahmen, erfuhr sie's zufällig."

"Von ihrem Vater hörte sie gerne erzählen und er war in ihren Augen ein Held, weit erhaben über die Weinbauern, Schiffleute und Minenarbeiter dieser Gegend."

"Von ihrer Mutter durfte man ihr nicht sprechen. Wehe den Spöttern, die auf die Zuchthausstrafe derselben anspielten! Wie eine kleine Furie hat sie manchen in die Flucht geschlagen."

"Doch auf das Zigeunerblut in ihren Adern schien sie halbwegs stolz zu sein."

"Nach und nach hat sich das alles abgeschliffen und ist sie das ernste, verschlossene, ruhige Mädchen geworden, das Sie jetzt kennen."

"Viele der früheren jugendlichen Spötter sind nun heimliche Verehrer des hübschen Kindes geworden, unter ihnen Antonio. Er war früher einer der Haupthänfeler und Theresa kann's ihm anscheinend nimmer vergessen."

Martha's Erzählung hatte mich lebhaft interessiert und meine Teilnahme für die vom Schicksal bisher nicht sonderlich glimpflich behandelte Waise vermehrt.

In Olaviaga sollte eine Rumeria gefeiert werden, ein Kirchweihfest.

Meine Wirtin hatte den Wunsch geäußert, den öffentlichen Volksbelustigungen an diesem Tage beizuwohnen und sich auch einmal, soweit es in ihren Kräften stünde, als Cicerone um mich verdient zu machen.

Theresa, die am Tage vorher bei der Mittagsmahlzeit durch mich von unserer Absicht hörte, schmolte. Sie beabsichtigte wieder an jenem Abend uns zu besuchen und hatte sich schon auf die Musik gefreut. So war sie überglücklich, als ich von ihrem Onkel für sie die Erlaubnis er-

wirkte, uns zu den Lustbarkeiten in Olaviaga begleiten zu dürfen.

Sie hatte sich allerliebst geschmückt zu dem Feste und wir neckten sie, sie wolle gewiß Eroberungen machen. Sie spreizte mit einer drolligen Geberde alle zehn Finger auseinander, als wollte sie sagen: „An jedem Finger einen!“ Ueberhaupt hatte ich sie nie so heiter gesehen, sie war fast ausgelassen.

Es war ein südländisch lärmendes, aufgeregtes Treiben, das uns auf dem Festplatz empfing, wo sich das Volk schon seit den Mittagstunden in allerlei Lustbarkeiten erging. Feuerwerk wurde am hellen Tage abgebrannt und die Raketen prasselten in den hellen blauen Himmel hinein.

Auf einem großen Platz nahe der Kirche tanzte man. Wir mischten uns unter die Umstehenden und verfolgten die anmutigen Bewegungen der Tanzenden, die da aus freien Stücken ein Schauspiel gaben; hin und wieder lösten sich einzelne Paare aus der Menge der Zuschauer, um sich am Tanze zu beteiligen.

Die Musik spielte zwischen spanischen Weisen auch zu meiner Ueberraschung einen Walzer von Strauß.

Der alte Bekannte aus der Heimat war zwar aus seiner Wiener Munterkeit zu spanischer Lebendigkeit gesteigert worden und einige deutsche Seeleute mühten sich zu unserem und ihrem eigenen Ergötzen vergebens ab, bei diesem ungewohnten Tempo mit ihren spanischen Schönen in Tritt zu kommen.

Die allgemeine Ausgelassenheit ergriff auch uns und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, hier auf spanischer Erde gleichfalls ein Tänzchen nach heimatlichen Walzerklängen zu wagen.

Theresa jubelte vor Vergnügen.

War meine Gewandtheit im Tanzen schon der meiner seemännischen Landleute überlegen, so hatte ich obendrein in meiner Tänzerin eine federleichte Partnerin. So tanzten wir trotz des rasenden Tempos der Musik prächtig zusammen.

Ein solches Paar konnte nicht verfehlen, Aufmerksamkeit zu erregen. Es wurden sogar einzelne beifällige und anfeuernde Zurufe laut.

"Ole, ole, alza, alza!" ertönte es aus der Menge.

Diese allgemeine Aufmerksamkeit machte mich besangen und ich führte Theresa zu ihrer Freundin zurück, die mit Ungebuld auf uns gewartet zu haben schien und sofort zu gehen drängte.

Bevor wir uns durch die Menge der Umstehenden hindurchgewunden hatten, tauchte plötzlich Antonio vor uns auf. Man sah ihm an, daß er erregt war, trotzdem er sich bemühte, ruhig und höflich zu erscheinen.

Er machte unserer Tankunst ein Kompliment und bat Theresa gleichfalls um die Ehre.

Diese stand, als ginge sie das alles nichts an, und es bedurfte einer wiederholten Anfrage Antonio's, um sie zum Sprechen zu bringen.

Sie dankte und lehnte ab.

Dabei hatte sich ihr Mündchen zu einem kindisch trohigen Ausdruck verzogen.

Ueber Antonio's hübsches Gesicht zuckte es einmal flüchtig wie Wetterleuchten, dann sprach er einige kalte Worte des Bedauerns und wandte sich kurz ab, fast ohne Gruß.

Wir waren böse auf Theresa. Die Freundin machte ihr heftige Vorwürfe. Die gute Laune war gestört und wir drängten nach Hause.

Der Abend überraschte uns auf dem Heimwege. Dem heißen Tage folgte eine plötzliche Abkühlung. Die Tranvia war überfüllt und wir mußten eine große Strecke des Weges zu Fuß gehen, bis wir Aufnahme in einem der Wagen fanden.

Dieses kleine Ereignis auf dem Festplatz blieb für alle Beteiligten nicht ohne Folgen.

Martha hatte sich eine Erkältung zugezogen in der kühlen Abendluft und trankelte. Zwischen Antonio und Theresa hatte sich selbstverständlich die Spannung erhöht.

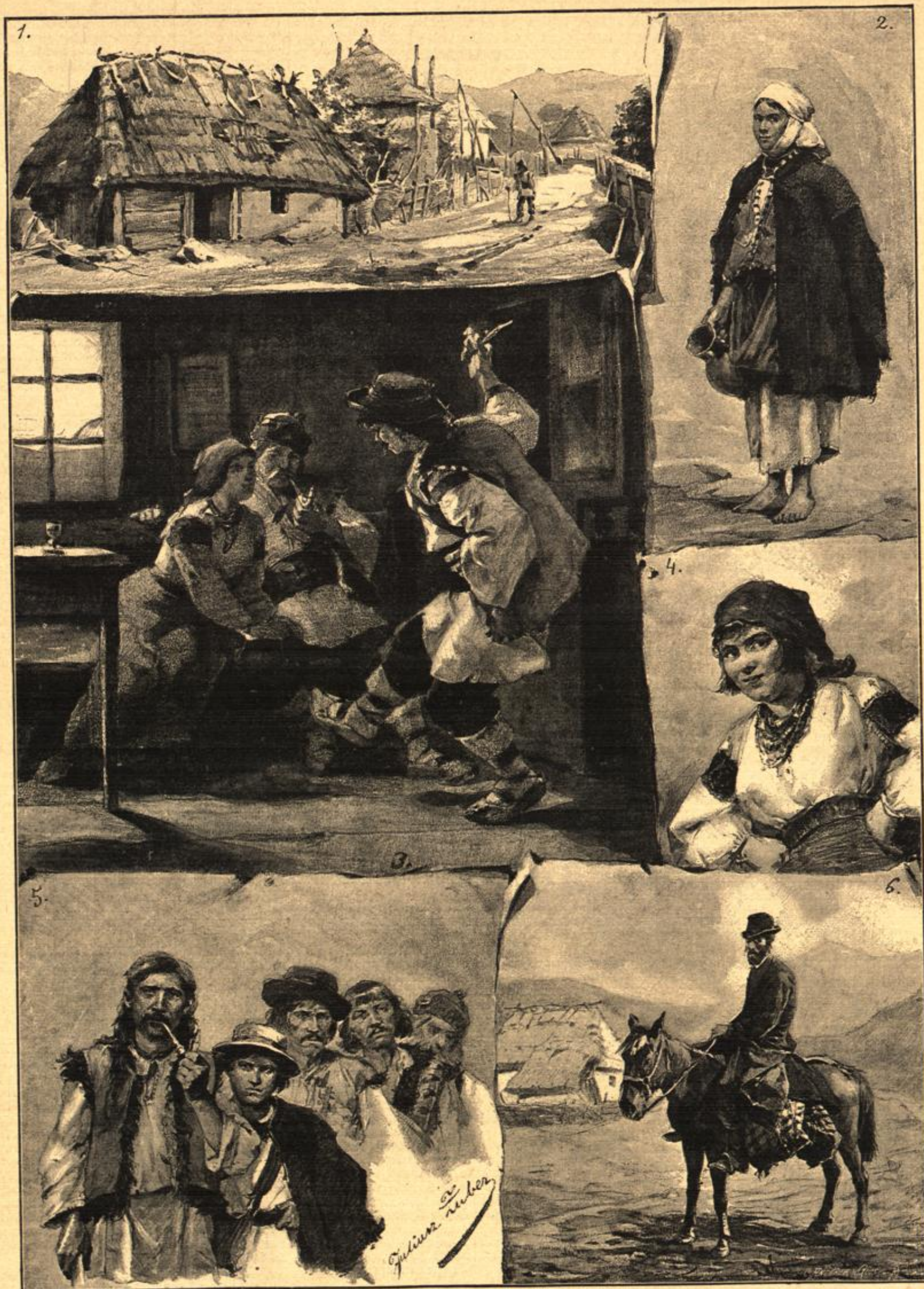
Mir selbst waren die Augen geöffnet hinsichtlich des ersten Eifersucht und ich nahm mir vor, einmal ernstlich mit ihm zu reden und ihm jede Befürchtung bezüglich meiner Rivalität zu nehmen.

Ich fand ihn denn auch in sehr unumgänglicher Stimmung und es kostete viele Worte, ihn zu versöhnen. Ueberdies wußte er doch auch, daß die nächsten Tage meinen Schwager zurückbrachten und meines Bleibens hier nicht lange mehr sein konnte. Obendrein versprach ich ihm und hielt es auch für meine Pflicht, mich von Theresa fern zu halten, so viel das, ohne aufzufallen, bei meinem täglichen Verkehr in Babbe's Wirtschaft möglich wäre.

Ein unglücklicher Zufall erschwerte mir gerade hier meinen Voratz, indem in den nächsten Tagen zur Mittagszeit weniger Besuch als gerade sonst anwesend war und Theresa mehr Zeit fand, sich mir und meiner Bedienung ausschließlich zu widmen. Dafür wich ich ihr abends im Landhause so viel als möglich aus. Unglücklicherweise mußte Martha's Unpäßlichkeit sie auch gerade dort oben nun öfter als sonst anwesend sein lassen.

Aber das Mädchen war zu feinfühlig, um nicht bald die Absicht meines Benehmens zu merken und mich darüber zur Rede zu stellen. Da war denn nicht fertig zu werden mit ihr. Ein Wort gab das andere und wir befanden uns bald mitten in eingehendster Disputation über ihr Verhältnis zu Antonio.

Sie hatte meine Eintreden des öfteren mit einem kindisch



1. Huzulendorf. — 2. und 4. Mädchentypen. — 3. „Kolomyjka“ (Nationaltanz). — 5. Huzulische Bauern. — 6. Krämer auf Reisen.
 Aus dem Huzulenleben: Ruthenische Hochlandbauern aus Ostgalizien. Originalzeichnung von Julius Zuber. (S. 423.)



Nach Hinterindien: Das südliche Thor von Siam (Siam). Zeichnung von William Peter. (S. 423.)

trogigen „Ich hasse ihn, ich hasse ihn!“ unterbrochen und ich verlor endlich die Geduld und schlug einen etwas ärgerlichen Ton an.

„Du bist kindisch, Theresa,“ sagte ich, „mit Deinem „Ich hasse ihn!“ Jedes Mädchen kann sich Glück wünschen, einen solchen Mann zu bekommen. Daß Du ihn nicht liebst, ist doch nicht seine Schuld und kein Grund, ihn zu hassen. Du reizest ihn durch Dein Benehmen unnötig. Sei freundlich mit ihm. Sage, er möge noch eine Zeit lang warten und, wenn Du Dich dann noch nicht eines andern besonnen, sich nach einem andern Mädchen umsehen. Er wird vernünftig sein und ein Einsehen haben. Aber Du fränkst seinen Stolz und reizest seine Eitelkeit. — Uebrigens — ich an Deiner Stelle hätte den Antonio schon längst genommen, wie ich an seiner Stelle mich schon längst nach einem andern Mädchen umgesehen hätte und Dich laufen ließe!“

Ich stand auf und wollte ins Haus.

Sie war gleichfalls aufgesprungen und stand dicht vor mir. Ihre Brust wogte, ihr Atem flog.

„Und wenn Ihr's tausendmal nicht hören wollt, ich hasse ihn, ich hasse ihn, ich hasse ihn! Ich will nichts von ihm! Und wissen soll er, daß ich einen andern liebe und Ihr sollt es auch wissen und Ihr hättet es längst wissen können. Aber Ihr wollt fortgehen und ich soll hier bleiben, und wenn ich sterbe, so fragt Ihr nicht nach mir!“ Sie lag zu meinen Füßen und hatte meine Kniee umfaßt. „Aber Ihr sollt nicht fort! Ich will es nicht! Ich liebe Euch ja!“ und meine Hände mit leidenschaftlichen Küssen bedeckend, versicherte sie ein über das andere: „Ich liebe Euch!“ gerade wie, sie vorher in Bezug auf Antonio ihr beständiges „Ich hasse ihn!“ ausgestoßen hatte.

Erschrocken von diesem unerwarteten Geständnis beugte ich mich zu ihr.

„Theresa, sei vernünftig, Kind!“

Aber das war kein Kind mehr, das da zitternd vor Leidenschaft vor mir lag.

„Ich bin kein Kind mehr,“ rief sie aus, „und ich will wissen, ob Ihr mich lieb habt oder ob ich sterben kann!“

„Theresa!“

Ich ergriff ihre Hände, aber sie entwand sie mir, schlang ihre Arme um meinen Hals und bedeckte mich wieder und wieder mit ihren Küssen.

Berauscht von der ungeahnten Leidenschaft des lieben, schönen Geschöpfes zog ich es auf meine Kniee.

Die Stimme der alten Mercedes schenkte uns auseinander. Eilend entließ Theresa ins Haus zu der Freundin, die nach ihr begehrt hatte.

In die widerstreitendsten Gefühle verloren, verließ ich den Garten und machte einen längeren Spaziergang, um meine Gedanken zu beruhigen. Noch fühlte ich ihre heißen Küsse auf Hände und Wangen, hörte ihr leidenschaftliches „Ich liebe Euch!“

Mit Besorgnis dachte ich an meine Abreise und deren Folgen. Ich war dem lieben Mädchen herzlich gut, aber meine Gefühle für sie hätten kein näheres Verhältnis zu Theresa gerechtfertigt.

Hier bleiben konnte ich nicht. Sie mit nach Deutschland zu nehmen, verbot sich von selbst. Mir blieb nichts anderes übrig, als durch schnelle Abreise kurz entschlossen ein Ende zu machen und Theresa und ihre Liebe ihrem Schicksal zu überlassen.

Ich vermied nach diesem Vorfall jedes Alleinsein mit dem Mädchen und beriet mit der Freundin, was zu thun sei.

Martha stimmte meinem Entschluß, sofort abzureisen, bei. Sie selbst war heftig erschrocken über diese plötzliche Wendung der Dinge, diesen plötzlichen Ausbruch einer so heftigen Leidenschaft und konnte nicht begreifen, wie dieselbe uns so gänzlich hatte verbergen bleiben können. Unserer ahnungslosen Blindheit war Theresas verschlossener Charakter und ihr unsern Gedanken eine andere Richtung anweisendes Verhältnis zu Antonio entgegengekommen. Nachträglich allerdings glaubten wir in mancherlei Kleinigkeiten Andeutungen sehen zu müssen — die häufigen Besuche Theresas im Landhause, ihr großes Interesse für mein Spiel, das unverwandte Anstarren meiner Person während ihres Singens, ihre ausgelassene Munterkeit am Kirchweihfest — alles erschien uns jetzt in einem andern Lichte.

Mein Entschluß war gefaßt.

Da das Schiff meines Schwagers auch auf dieser Reise wieder Santander anlief, so entschloß ich mich, nach dort hin abzureisen und seine Ankunft zu erwarten.

Schon am Mittag des nächsten Tages sollte ein die Küstenfahrt vermittelnder spanischer Dampfer in See gehen.

Martha versprach, mir Nachricht zukommen zu lassen, wie meine Entweichung auf Theresa einwirkte, und mir die Entwicklung dieses offenbar noch manches leidenschaftliche Kapitel bringenden Romanes nicht vorzuenthalten.

Monate vergingen. Ich war bereits wieder in der Heimat, ohne daß ich von meinen spanischen Freunden etwas hörte.

Da traf ein inhaltreicher Brief Marthas ein.

„Lieber Freund!“ schrieb sie, „Sie haben etwas lange auf die versprochenen Nachrichten warten müssen. Nun, in diesem Falle bewahrheitet sich das alte Sprichwort: „Was lange währt wird gut.“

„Was Sie sich am wenigsten würden träumen lassen, habe ich Ihnen mitzuteilen, der an der hier herrschenden Freude gewiß den herzlichsten Anteil nehmen wird.

„Theresa und Antonio sind ein Paar!“

„Vielleicht fühlt sich Ihre Eitelkeit nun doch etwas gekränkt, daß das Mädchen Sie so schnell vergessen konnte und ihre anscheinend unbeflegliche Abneigung gegen Antonio überwinden lernte.“

„Doch Scherz beiseite! Vergessen sind Sie nicht, beide gedenken Ihrer und lassen Sie durch mich um Ihre fernere Freundschaft bitten.“

„Nun aber lassen Sie mich Ihre gewiß hochgespannte Neugierde befriedigen und Ihnen erzählen, wie das alles so schnell zu diesem glücklichen Schluß gekommen ist. Ganz ohne böse Tage ist es nicht abgelaufen. Der Roman unserer beiden Freunde spitzte sich zu einer tragischen Katastrophe zu, die nur durch Gottes gnädige Hilfe oder — wenn Sie so lieber wollen — durch die Laune des Zufalls in diesen fröhlichen Ausgang umschlug.“

„Ich erzähle es Ihnen, wie ich's teilweise aus dem Munde der Beteiligten selbst erfuhr.“

„Ihre heimliche Abreise ließ das Mädchen in heftiger Gemütserschütterung zurück. Wir fürchteten, Theresa würde erkranken. Doch dem ersten leidenschaftlichen Ausbruch folgte bald die Reaktion.“

„Mit Antonio hatte ich noch einmal Ihrer Weisung gemäß gesprochen und er war anfangs so vernünftig, das Mädchen in Frieden zu lassen. Theresas Abneigung gegen ihn war in Haß umgeschlagen, aus dem sie kein Hehl machte; sie schien förmlich die Gelegenheit zu suchen, demselben freien Lauf lassen zu können. Alle meine Gegenreden waren umsonst, sie war kindisch in diesem Haß auf einen Menschen, der sich nichts weiter zu schulden kommen ließ, als daß er an seiner Liebe zu dem Mädchen mit leidenschaftlicher Treue festhielt.“

„Da wollte das Unglück eines Tages, daß die beiden zufällig auf jenem einsamen Wege zusammentrafen, der sich, wie Sie wissen, eine halbe Stunde oberhalb unseres Hauses an einer ziemlich steilen, abschüssigen Stelle hinzieht.“

„Weiß Gott, was die beiden da zu suchen hatten!“

„Eine rätselhafteste Nacht, die über ihrem Schicksal waltete, mußte sie dort zusammengeführt haben.“

„Der Weg ist zwar breit genug zum Ausbiegen, aber für diese beiden starrköpfigen Kreaturen war natürlich nicht Platz genug vorhanden.“

„Antonio begann den Handel.“

„Sie mögen sich nette Dinge gesagt haben. Der leidenschaftliche Mensch sagte in einem Anfall von Raserei das zarte Geschöpf um den Leib und hielt es mit seinen kräftigen Armen über den Abgrund.“

„War es ihm nur um einen Einschlüchterungsversuch zu thun gewesen oder siegte die Liebe? Er überlieferte sein Opfer nicht dem Tode, aber zu Füßen ist er ihr gefallen und hat gekostet und gebettelt um ihre Liebe.“

„Töte mich!“ war ihre Antwort, ich hasse Dich!“

„Mit ihrem Fuß hat sie ihn von sich gestoßen.“

„Da ist er aufgesprungen, leichenblau, hat sie mit einem schrecklichen Blick angesehen und ist mit einem „Lebe wohl, Theresa!“ kopfüber in die Tiefe gesprungen.“

„So weit erfuhr ich's aus Theresas Munde.“

„Ein Maulkriecher fand das Mädchen ohnmächtig an jenem Plaze und brachte es uns ins Haus. Hier versiel es in ein heftiges Fieber und lag tagelang in wilden Phantasien.“

„Ich habe ihn gemordet!“ war die einzige Vorstellung, die unter all dem krausen Zeug, das ihr krankes Köpfchen ausdachte, hartnäckig wiederkehrte. Sie schienen gänzlich aus ihrem Gedächtnis gelöscht zu sein, das nur von der letzten Katastrophe ihres Liebeslebens ausgefüllt war.“

„Sie rief oft Antonios Namen, leidenschaftlich, zärtlich! Bat ihn, Musik zu machen — und das war die einzige Verquickung Ihrer Person mit der des unglücklichen Liebhabers.“

„Diesen hatte indessen eine rettende Vorkehrung vor dem Tode behütet. Das Glück wollte, daß Peppo unten im Thal seine Ziegen weidete und Antonio in seinem Blute dort liegen fand. Der weiche Weideboden hatte den Sturz aus der beträchtlichen Höhe gemildert. Mit einer klaffenden Wunde am Kopf, einem gebrochenen Arm und einigen, Gott sei Dank, nicht unbedingt tödlichen inneren Verletzungen kam er davon.“

„Lange rang er allerdings mit dem Tode, aber dem Geschick unseres hiesigen englischen Arztes und der liebevollen Pflege weiblicher Hände ist es gelungen, ihn außer Gefahr zu bringen.“

„Theresa war nach ihrer Genesung wie umgewandelt. Demütig und unermüdet zu jedem Dienst bereit, beteiligte sie sich bis heute an der Pflege Antonios. Es ist rührend, wie diese beiden heißen, leidenschaftlichen Herzen nach ihrer selbst auferlegten bitteren Prüfung aneinanderhängen.“

„Antonio geneßt zusehends in dem Bewußtsein, Theresas Liebe nun doch gewonnen zu haben.“

„Sein Armbruch ist geheilt. Die Stirnwunde wird allerdings wohl zeitlebens eine häßliche Narbe zurüklaffen, nicht als Ankläger, aber als Mahner für Theresa.“

„Die beiden sind schon jetzt vor den Leuten ein Paar, das mit Ungebuld darauf wartet, daß der Segen des Priesters sie für immer vereine.“

„Von Ihnen wird nicht oft gesprochen. Theresa kann's nicht hören und läuft immer hinaus, wenn einmal des Don Gustavo gedacht wird. Aber vergessen sind Sie nicht, lieber Freund, weder von Theresa noch von Antonio. Letzterer wird's Ihnen auch noch selbst zu verstehen geben und

wird es wohl auf eine kleine Ueberraschung für Sie hinauslaufen.“

„Daß auch oben im Landhause dem Don Gustavo eine freundliche Erinnerung bewahrt wird, brauche ich nach diesem Briefe wohl nicht weiter zu beteuern.“

„Kommen Sie einmal wieder nach Spanien, so muß ich recht sehr bitten, nicht unbeweibt zu kommen, denn so lange Sie ledig sind, wäre vielleicht die beständige Gefahr vorhanden, daß sich Ihre Wege noch mehrere unserer heißblütigen Antonios einen Bein- oder Armbruch zuzögen.“

„Denn daß Sie die allerdings unschuldige Ursache zu Antonios Krankenlager sind, können Sie nicht leugnen. Als mildernder Grund steht Ihnen freilich auch das unbestreitbare Verdienst zur Seite, die allerdings gleichfalls unschuldige Ursache zu der endlichen Vereinigung zweier prächtigen, vom Himmel eigens für einander geschaffenen jungen Leute zu sein.“

„Ohne Ihre Dazwischenkunft wäre meiner Meinung nach das Verhältnis zwischen Theresa und Antonio in friedlicherem Geleise geblieben. Eifersucht auf der einen, Trost und eine kurze leidenschaftliche Verirrung des Herzens auf der andern Seite — das Resultat kennen Sie.“

„Ihre edelmütige Flucht von dem Schauplatz Ihrer ersten und hoffentlich einzigen spanischen Eroberung hat vielleicht noch Schlimmeres verhütet.“

„In der Hoffnung, durch Ihren Herrn Schwager noch manchmal von meinem ehemaligen Mietsmann zu hören, verbleibe ich in freundschaftlicher Gesinnung

Ihre Martha N.“

Jahre sind verflossen, seit dieser Brief mich mit dem glücklichen Ausgang eines tragisch angelegten Liebeskonfliktes bekannt machte.

Antonio's mir zuge dachte Ueberraschung war zu dem Tage seiner Verbindung mit Theresa eingetroffen. Es war ein Fäßchen jenes köstlichen vino tinto, von dem ich mir damals mit Vorliebe ein Gläschen von Mutter Ines kredenzen ließ. Ich trank ihn auf das Wohl meiner spanischen Freunde. Einige Flaschen bewahrte ich mir auf und während ich diese Erinnerungen niederschreibe, hilft dann und wann ein Trunk des feurigen Rasses meinem Gedächtnis nach.

Marthas gutgemeinten Rat, mich zu beweiben, stehe ich im Begriff zu befolgen und mein Bräutchen wird nichts dagegen haben, wenn die von meinem Schwager vorläufig scherzweise angeregte Hochzeitsreise nach Spanien sich demnächst verwirklicht und mich meinen dortigen Freunden wieder zuführt.

Antonio soll inzwischen der wohlhabende Besitzer einer wohnlich eingerichteten Fonda geworden sein. Da könnten wir, in seinem Hotel logierend, Theresa in ihrer Eigenschaft als tüchtige Wirtin und glückliche Mutter kennen lernen.

Wiener Typen.

(Bilder S. 429.)

Wir legen heute unseren Lesern eine Reihe von Typen vor, aus welchen uns Wien grüßt, wie es lebt und leidet. Da gibt es keine Beschönigung, keine Uebertreibung, da ist alles harmlos, freundliche Wahrheit, wie wir ihr in der flotten Kaiserstadt auf Schritt und Tritt begegnen. Der Photograph Otto Schmidt von der Mariahilferstraße, in Wien unter dem Namen „Der Typen-Schmidt“ populär, hat die Wiener Spezialitäten zu seiner Spezialität gemacht. Er wandert durch die Straßen Wiens und sucht; er sucht unter freiem Himmel und in der Werkstatt, er sucht das Volk auf bei der Arbeit und beim Müßiggang, bei Freud und bei Leid; er steigt dem flinken Millimahl nach und marschirt in rhythmischem Gang mit der Burgmusik; er ist an den Stätten des „höchsten Heutigen“ zu finden und fehlt nicht, wenn die Wälschermädel einmal lustig sein wollen und ihre Wälschklüde mit dem Balljaal vertauschen, — er ist überall dabei und läßt keinen fundigen Blick umhergeschweifen, bis er ein Stück echte, unverfälschte Wiener Wahrheit gefunden. Das übrige besorgt dann sein Apparat. So ist die ansehnliche Folge Wiener Typen und Straßenbilder entstanden, mit welchen er sich seinen Ruf begründet hat. Als Ergänzung zu seinen früheren Publicationen ist vor kurzem nun das Album erschienen, dem wir die hier mitgeteilten Bilder entnehmen. Das sind wahrhafte Wiener Typen jener unerschöpflichen Fundgrube und populärsten Objekte für den schaffenden Kolonialhistoriker... Man geht bei ihrer Betrachtung in Wien spazieren.

Wer ist denn überhaupt schon fünf Minuten in Wien spazieren gegangen, ohne daß ihm ein Fiakerkutscher entgegengetreten wäre, genau so, wie unser Bild ihn zeigt? „Fahr'n wir Euer Gnaden?“ fragt er, die Hand zum Hute fahrend, jeden Passanten, dessen Neugier ihn als mutmaßlichen Besitzer einiger „Färln“ (Gulden) erscheinen läßt. Nicht man zustimmend, dann verflucht sich sein Angesicht zu freundlicher Breite, er springt hurtig auf den Bod, „deckt ab“, während der „Wasserer“ die Futtertaschel losbindet und dann geht's davon in dem bekannten Wiener Fiakerstil, und das ist kein schlechter Stil. Wir gehen weiter. Da ist die Oeflerin vom Naschmarkt. Ja, das ist sie, wie jeder zugeben wird, selbst ein solcher, der nicht einmal noch selbst auf dem Naschmarkt war. Das sind die Züge der Wahrheit und die wirken immer überzeugend. Die furchtbare Naschmarktphäre nennt der berühmte Schilderer des Wiener Straßenlebens, Schögl, die Oeflerin. Das ist sie aber nur, wenn sie gereizt wird, und am schwersten wird sie gereizt, wenn ein Unkundiger — der Kundige vermag so unbegreifliche Tölpelhaftigkeit nicht aufzubringen — den Versuch macht, ihre Ware zu teuer oder nicht gut genug zu finden. Dann gnade dir Gott, du armer Fremdling! Du bist mit einemale unter einen Wasserfall tosender Beredsamkeit geraten und wenn du überhaupt noch zu retten bist, so kann es nur durch ein Wunder geschehen, und jedenfalls bist du dann für ewige Zeiten gewichtigt. Sonst ist aber die Oeflerin die gute Stund' selbst, sie hat das

Herz auf dem rechten Fleck, schenkt auch gern etwas her für arme Leute und thut im stillen mehr Gutes, als wohl mancher ahnen mag.

Die Wäcker und die Milimadln sind unverdrossen und lustig bei der Arbeit, gehen aber einer Unterhaltung, wo und wie sie sich auch darbietet, nie aus dem Wege. „Wär' m'r lab!“ sagen sie, wenn man ihnen zumutet, auf ein Vergnügen zu verzichten. Man lebt nur einmal, und wenn man arbeitet und sein' Sach' macht, dann will man auch vom Leben etwas genießen. Es sind feste Geister und lassen keine Traurigkeit „spüren“.

Der Wiener „Edelknabe“ wird uns gleich in doppelter Auflage vorgestellt. Mit diesem Namen werden die Angehörigen des Regiments „Hoch- und Deutschmeister“ bezeichnet, das sich zu meist aus Wiener Fräulein rekrutiert. Sie sind guten Mutes und wenn sie in Wien sind, geht ihnen sicher nichts ab. Sie stellen ihren Mann auf dem Felde der Ehre so gut wie beim Heurigen, hinter dem Heerd so gut wie vor dem Haushof. Sie rauchen vergnügt ihre Virginia und das Stroh derelben steckt unternehmend hinter dem Ohre. Der Feuerwehmann, den uns Schmidt vorführt, ist etwas beleibt ausgefallen, aber deshalb ist er doch echt und charakteristisch. Wer die Feuerwehmannen einmal an der Arbeit gesehen, wird sie in sympathischer und hochachtungsvoller Erinnerung behalten. Das sind wahre Virtuosen in der gefährlichen Rettungsarbeit.

Die zwei letzten Figuren repräsentieren das Wiener Lazzaronium, dessen Dasein das dolce far niente ist. Sie sitzen nicht, sie ernten nicht und der Herr, der die Lilien kleidet, läßt auch sie existieren. Freilich, wie sie es anfangen, zu existieren, das gehört mit zu den ungelösten Rätseln, an welchen jede Großstadt leidet. Sie sind übrigens genügsam und haben nur die eine kostspielige Passion, nichts arbeiten zu wollen. Wo es etwas ohne Kosten zu hören und zu sehen gibt, da sind sie dabei, und so müssen sie natürlich auch dabei sein, wenn die Burgmusik aufzieht. Ermahnt man sie im Sommer zur Arbeit, so erhält man die Antwort: „Mein Geschäft geht nur im Winter.“ — „Was haben Sie für ein Geschäft?“ — „Ich bin Schneeschaufler!“ Im Winter geben sie sich für Schwimmmeister aus oder haben sonst eine Ausrede. Diese zwei Exemplare erzählen eine ganze Geschichte. Der Alte war, wie der Junge ist, und der Junge wird wie der Alte.

Die Rasierschule.

So mancher wird schon darüber nachgedacht haben, wie man das Rasieren lernt. In den Rasierstuben führen nur Meister und Gehilfen das Messer, während der Lehrlinge bloß Seifenwasser schäumt, das Waschbecken bringt, um Bier über die Gasse geschickt wird oder Perückenhaare einfädelt. Das Bartschneiden ist eben eine heikle Sache, denn die Messer sind scharf und eine Menschenfelle ist bald abgegriffen. Der Junge muß das Rasieren aber doch irgendwo erlernen, und zwar an lebenden, mit Bartkloppeln versehenen Gesichtsformen, während er das Frisieren auch an Puppensköpfen üben kann. Wo also und wem gegenüber wird dem Lehrling das erste Mal das Messer in die Hand gegeben, damit er Fertigkeit erlange in der Kunst der Bartabnahme? Dies geschieht in Wien zum Beispiel in der Lehrlingschule und unter einigermaßen heiteren Umständen. In der richtigen Erwägung, daß nur sehr wenige Individuen sich dem Messer eines Lehrlings aussetzen, werden von dem Schulvorstande hunderte von Freikarten zur Bartabnahme an das Massenquartier, Asyl für Obdachlose und verglichen Institute verabfolgt. Die Besucher derselben erscheinen unerschrocken in dem Schullokale, um sich von den Lehrlingen rasieren zu lassen, denn sie denken: lieber ein wenig geschunden werden, als wie Waldteufel herumgehen. Es ist ein blutiges Geschäft, das die Lehrlinge da verrichten. Nachdem jeder seinen Kunden tüchtig eingeseift hat — ein Vorgang, der sich in mehr als einer Beziehung nützlich erweist — lehrt ihn der Meister das Messer führen. Dies hat seine bedeutenden Schwierigkeiten schon aus dem Grunde, weil die Knirpse meist nicht an ihr Objekt hinanreichen. Da sitzt ein ungeklärter Mensch mit verwilderten Haaren und einem achtstägigen Barte. Der kleine David legt dem Goliath das Messer an und beginnt auf Kommando des Meisters zu schaben, daß dem großen Kerl die Augen wässrig werden ob des ungerheuren Schmerzes, den ihm der Kleine bereitet. Ein Schnitt in die Gesichtshaut ist rasch verübt, das Blut rieselt über die Nase wie über frisch gefallenen Schnee. — „Blut' schon,“ sagt der Kleine erzitternd und hält inne. — „Nur weiter balbieren,“ ruft der Vermundete, „wilt' mi' jigerlweis' schind'n, anner Willenbacher?“ — Der Rasierlehrer nimmt nun das Messer zur Hand und läßt das selbe geschickt über die gefährliche Stelle gleiten, wobei der eingeseifte Goliath ein behagliches „Ah!“ hören läßt, ohne sich der Wohlbild indes lange zu erfreuen, denn bald muß der Schüler weiterjagen, und da er nun einmal Blut geleckt hat, so erwachen alle grausamen Instinkte in ihm, welche ihn antreiben, ein furchtbares Blutbad in dem Antlitz des Mannes aus dem Massenquartier oder dem Asyl für Obdachlose anzurichten. Nachdem derselbe durch Mann und Feuerhieb vor der Verblutung gerettet worden ist, werden ihm zur Entschädigung für die ausgestandenen Schmerzen die Haare geschneitten, selbstverständlich wieder durch den Schüler, welcher bei dieser Gelegenheit versucht, ebenso mit der Schere zu klappern, wie er es bei den Gehilfen gesehen. Auf diese Weise lernt der Junge endlich die richtige Handhabung des Messers kennen und seine Gefährlichkeit mindert sich wesentlich, so daß es nach etlichen Tugenden solcher Freikunden in der Regel kein Blutvergießen mehr gibt. Dann sind beide Teile mit einander zufrieden: der Mann aus dem Massenquartier und der Barbierlehrling. Am allerzufriedensten aber war vor einiger Zeit ein etwas ungepflegt aussehender Herr, welcher in den Laden des Barbiers jener Schule trat und dort alle erdenklichen Verschönerungen an seiner Person vornehmen ließ: Rasieren, Haarschneiden, Kopfwaschen, Bartputzen u. s. Zum Schluß zog er mit einem zufriedenen Kopfnicken eine Rasierschulfratze hervor und gab sie als Zahlung. Er that auch die wohlwollende Bemerkung, daß er hier weit besser behandelt worden sei, als letztthin oben im Schullokale; er habe sich ja gleich gedacht, der Barbier selber werde die Sache trefflicher machen, und er gedanke jetzt immer hierher zu kommen mit den Freikarten. Der Barbier hat seitdem gegen diesen prächtigen Kunden in seinem Privatskale Verschönerungen angelegt.

Seines Glückes Schmied.

Roman

von

Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Graf Ellern berichtete seine eigene Unterredung mit dem Abenteuerer und dessen Verlobung mit Hertha von Feldern, er schilderte ferner die Verhältnisse im Hause des Obersten, die diese Verlobung rechtfertigen sollten.

Hulda ergänzte diese Mitteilungen durch einen kurzen Bericht über die Lebensweise des Abenteuerers, dann gab der Baron die Lösung des Rätsels, indem er den Ring seines Schwiegervaters zeigte.

„Ich ließ das Grab in Homburg öffnen,“ sagte er, nachdem er seine Unterredung mit dem Kapitän Smith und mit Henry Flotwell mitgeteilt hatte, „der Sarg barg die Leiche meines Schwiegervaters.“

„Haben Sie überzeugende Beweise der Richtigkeit dieser Behauptung gefunden?“ fragte Karl Santer rasch.

„Beweise, die nicht trügen können, die kleine Leiche des linken Fußes fehlte, mein Schwiegervater hatte sie vor Jahren einmal durch eine Operation verloren.“

„O, das genügt! Wurde ferner ein Mord konstatiert?“

„Nein, die Leiche war noch ziemlich gut erhalten, die Ärzte unterzogen sich der Aufgabe, die Obduktion vorzunehmen, sie fanden nichts, was auf ein Verbrechen schließen ließ.“

„Kein Gift?“

„Nein, indessen ließen sie die Möglichkeit einer Vergiftung gelten, einige Pflanzengifte sollen schon bald nach dem Tode schwer oder gar nicht mehr aufzufinden sein. Wenn ein Mord festgestellt worden wäre, so hätte ich augenblicklich durch den Telegraphen die Verhaftung meines Doppeltgängers beantragt, da dieser Fall nicht vorlag, gab ich den Bitten der Frau Wundermann nach und verschob alles weitere bis zu meiner Ankunft hier.“

„Die Frau Wundermann aus London hat Sie nach Homburg begleitet?“ fragte Karl Santer überrascht, während er eifrig seine Notizen niederschrieb.

„Sie weilte in Homburg als Gesellschafterin bei einer englischen Familie, von dort begleitete sie mich hieher, auch ihr Londoner Freund, Master Henry Flotwell, ist mitgekommen.“

„Das war unvorsichtig, Herr Baron,“ erwiderte Santer mit bedenklichem Kopfschütteln. „Haben Sie nicht an die Möglichkeit gedacht, daß diese Frau ihren Mann warnen könne? Thut sie es nicht, so thut es ihr Freund, es kann ja beiden nun nicht mehr zweifelhaft sein, daß Theodor Wundermann der Betrüger ist.“

Franz von Feldern schüttelte ebenfalls das Haupt, er warf dem Grafen einen verständnisvollen Blick zu.

„Nachdem die Ärzte konstatiert haben, daß mein Schwiegervater aller Wahrscheinlichkeit nach eines natürlichen Todes gestorben sei, ist es mir ziemlich gleichgültig geworden, ob der Abenteuerer bestraft wird,“ sagte er. „Nicht dauert die arme Frau, die ihres Kindes wegen —“

„Herr Baron, dieses Mitleid macht Ihrem Herzen alle Ehre, aber es hat hier durchaus keine Berechtigung,“ unterbrach Santer ihn unwillig. „Wenn Ihr Doppeltgänger die Flucht ergreift, so wird er nicht mit leeren Händen abreißen! Was gelten ihm dann noch die Gerichtssiegel, er wird sie abreißen und alles mitnehmen, was er nur mitnehmen kann.“

„Das würde mich auch nicht so sehr betrüben!“

„Sie nicht, aber den Herrn Oberst, der auf den Nachlaß seines Bruders seine letzten Hoffnungen gebaut hat. Und gleichgültig kann es Ihnen doch wahrlich nicht sein, ob dieser Nachlaß im Besitz Ihrer Familie bleibt oder ob ein schlauer Abenteuerer sich desselben bemächtigt.“

„Das allerdings nicht,“ antwortete der Baron, „auf der andern Seite aber liegt auch die Befürchtung nahe, daß meine Familie durch die Verhaftung dieses Schwindlers kompromittiert werden kann!“

„Das soll nicht geschehen, lassen Sie mich dafür sorgen.“

„Seine Verlobung mit meiner Cousine —“

„Ist noch nicht veröffentlicht, und bevor dies geschehen kann, wird der Herr Oberst gewarnt sein. Ist der angebliche Baron noch in seiner Wohnung?“ wandte Santer sich zu Hulda. „Hat er das Haus heute schon einmal verlassen?“

„Er ist den ganzen Tag in der Bibliothek geblieben, und er war noch dort, als ich ausging,“ antwortete das Mädchen. „Heute morgen war der Herr Oberst bei ihm, das ist der einzige Besuch heute gewesen.“

„Wird er heute abend ausgehen?“

„Ja, Frau Martha sagte, er habe ihr erklärt, daß er heute abend bei seinem Onkel speisen und wahrscheinlich morgen schon auf einige Zeit verreisen werde, er müsse vor seiner Hochzeit noch einmal nach Brasilien, um dort alles für die Aufnahme seiner jungen Frau zu ordnen.“

„Sollte dieser Schurke in allem Ernst daran denken, Fräulein von Feldern zu heiraten?“ fragte Graf Ellern empört.

„Ich glaube nicht, daß er auch dieses Wagnis noch beabsichtigt, Herr Graf,“ erwiderte Santer mit einem geringschätzenden Achselzucken; „bis zur Hochzeit hier zu

bleiben, wird ihm sein böses Gewissen nicht erlauben, und die junge Frau wäre später für ihn eine Last, die er sich gewiß nicht aufbürden will. Nach dieser Verlobung werden morgen die Siegel abgenommen werden, wäre heute nicht Sonntag, so könnte es bereits geschehen sein, die gesamten nachgelassenen Wertpapiere des verstorbenen Herrn Baron Theodor von Feldern sollen in dem versiegelten Sekretär liegen, der Schwindler steckt sie vor der Abreise ein, und wenn man hier einige Monate vergeblich auf seine Rückkehr gewartet hat, wird man erst den Betrug entdecken.“

„So bliebe uns also Zeit bis morgen!“ sagte der Baron.

„Sie vergessen die Frau Wundermann, Herr Baron!“

„Sie wartet mit ihrem Freunde im Europäischen Hof auf meine Rückkehr.“

„Sie mag Ihnen das versprochen haben, aber ob sie es thut, das ist eine andere Frage. Zudem müssen wir verhindern, daß heute abend das Verlobungsfecht im Hause des Herrn Obersten gefeiert wird.“

„Das ist auch meine Meinung!“ warf Graf Ellern lebhaft ein. „Hauptmann von Galen darf verlangen, daß wir diese Rücksicht auf ihn und seine Braut nehmen. In dieser Stunde noch muß der Betrüger verhaftet werden.“

„So rasch, wie Sie glauben, geht das nicht,“ fuhr Santer fort, während er sein Notizbuch in die Tasche schob, „ich bin allerdings Beamter der geheimen Polizei, das aber berechtigt mich noch nicht, gewaltsam in ein Haus einzudringen und eine Verhaftung vorzunehmen, ausgenommen der Fall, daß ich einen fliehenden Verbrecher verfolge, den ich auf frischer That ertappt habe. Ich muß mir zu vor einen Verhaftungsbefehl verschaffen, muß den Untersuchungsrichter auffuchen und ihm die Sache vortragen, ich muß ihn ferner überzeugen, daß die sofortige Verhaftung wegen Fluchtverdachts dringend geboten ist, und daß dies alles an einem Sonntag Nachmittag mit besonderen Schwierigkeiten verbunden ist, werden Sie zugeben. Der Abend ist schon nahe, indessen hoffe ich zuversichtlich, daß ich binnen zwei Stunden meine Aufgabe gelöst haben werde. Wir müssen nun alle zum Gelingen dieser Aufgabe beitragen. Mitleid ist hier keineswegs am Plage; ein solch geriebener Gauner muß unschädlich gemacht werden, und überdies wissen wir auch noch nicht, ob wir's nicht mit einem weit schlimmeren Verbrecher zu thun haben. Du gehst ins Hotel zurück, Rudolf, und beobachte die Frau Wundermann und den Herrn aus London. Geht die Dame aus, so suche es möglich zu machen, daß Du ihr folgen kannst, entdeckst Du dann, daß sie zu ihrem Manne geht, so muß die Polizei benachrichtigt und ersucht werden, sofort einen Posten vor das Haus zu stellen. Ich werde mit dem Polizeikommissär des betreffenden Stadtviertels im Vorbeigehen reden, damit er vorbereitet ist, wenn Du das Gesuch an ihn richtest. Sie gehen nun auch nach Hause,“ wandte er sich zu Hulda, „reden Sie dort aber kein Wort von dem, was Sie hier erfahren haben, zeigen Sie allen eine unbefangene Miene und übernehmen Sie für heute das Amt, die Haushälterin zu spielen. Weisen Sie jeden ab, der den Baron besuchen will, Sie können sich ja in dem Glauben befinden, daß er ausgegangen sei, gestatten Sie auch niemand, im Hause auf seine Rückkehr zu warten, vielleicht gelingt es uns dadurch, eine vorzeitige Warnung zu verhüten.“

„Und wenn der Herr Baron ausgeht?“ fragte Hulda.

„So können Sie ihn natürlich nicht zurückhalten, er wird dann wohl zum Herrn Oberst gehen, um dort das Verlobungsfecht zu feiern. Sie, meine Herren, verfügen sich zum Herrn Oberst von Feldern, um ihn von dem Betrug zu benachrichtigen, kommt der Abenteuerer, bevor ich wieder bei Ihnen bin, so werden Sie wohl den Mut haben, ihn festzuhalten. Wollen Sie das nicht, so bleiben Sie im Nebenzimmer, der Herr Oberst muß dann noch eine kurze Zeit den lebenswürdigen Brautvater spielen, damit der Abenteuerer keinen Verdacht schöpft. Diese Leute haben eine feine Nase, das böse Gewissen schärft ihre Sinne und in jedem Augenblicke sind sie zur Flucht bereit. Also auf Wiedersehen, meine Herren! Verschwiegenheit brauche ich Ihnen wohl nicht zu empfehlen.“

„Darf der Herr Hauptmann von Galen ebenfalls nicht unterrichtet werden?“ fragte Graf Ellern rasch.

„Dagegen habe ich nichts einzuwenden; Herr von Galen muß ja ebenfalls das Gelingen unseres Planes wünschen, er wird also nichts thun, was ihn scheitern lassen könnte. Und nun ans Werk!“

Arm in Arm verließen Graf Ellern und der Baron von Feldern das Haus.

„Das ist eine aufregende und unangenehme Geschichte,“ sagte der Baron, „ich gestehe Dir offen, daß es mir lieb sein würde, wenn dem Schwindler die Flucht vor der Verhaftung gelänge. Wenn meine Frau nicht so energisch seine Bestrafung verlangte, ginge ich selbst zu ihm, um ihn zu warnen; im Grunde genommen gefällt mir die tollkühne Verwegenheit dieses Burschen, der sogar meinen sonst so klugen Onkel so gründlich hinter das Licht geführt hat.“

„Seine Gemahlin begleitet Dich?“ fragte der Graf.

„Sie wollte mich nicht allein reisen lassen, und es war auch besser so, die Ungewißheit über das Schicksal ihres Vaters würde ihr keine ruhige Stunde gegönnt haben. Ich würde Dich gerne sofort zu ihr führen, um Dich vorzustellen, aber wir befinden uns nun beide im Dienste der geheimen Polizei, da werden wir wohl bis morgen warten müssen. Mein Onkel wird Augen machen, wenn er mich sieht!“

„Hegst Du noch Groll gegen ihn?“



Ein Sturm im Anzuge. Zeichnung von H. G. Goltz. (S. 430.)



Biafer



Ceblerin vom Raskmarkt.



Feuerwehrmann.



Milchmahl.



Wiener Edelknab' beim Heurigen.



Wiener Edelknab' Teufelschnecker.



Wäghermahl.



Bei der Burgmusik.



Aus dem Album: Wiener Typen. Verlag von Otto Schmidt in Wien. (S. 426.)

„Nicht den geringsten,“ erwiderte der Baron in heiterem Tone, „er hat sich derzeit freilich nicht liebenswürdig mir gegenüber benommen, aber das ist längst vergessen.“

„Gelingt es dem Abenteuerer, mit der ganzen Erbschaft zu verschwinden, so ist Dein Onkel ruiniert.“

„Das wäre dann meine Schuld nicht; diese Antwort gab er mir damals auch, als ich meinen Abschied nehmen mußte. Na, wenn auch dem Schwindler die Flucht gelingt, die Erbschaft wird er wohl hier lassen, und da ich reich genug bin, so will ich sie herzlich gerne an meinen Onkel abtreten!“

„Da höre ich wieder meinen alten Franz!“ sagte der Graf erfreut. „Du tust wirklich ein gutes Werk damit, und mein Freund Galen wird Dir auch dankbar dafür sein, der Oberst kann ihm nun nicht mehr die Hand seiner Tochter verweigern. Uebrigens wird es genügen, wenn Du die Hälfte der Hinterlassenschaft abtrittst, sie soll sehr bedeutend sein.“

„Um so besser für meinen Onkel!“

„Um, es gibt hier noch andere Leute, die Du mit einem geringen Teil dieser Erbschaft glücklich machen könntest,“ erwiderte Graf Ellern in nachdenklichem Tone. „Deine damalige Braut ist inzwischen gestorben, aber sie hinterließ —“

„Ich weiß das alles schon,“ unterbrach der Baron ihn rasch und seine Stimme klang jetzt ernster; „der Zufall führte mich vorhin in die Wohnung ihrer Schwester und an die Leiche des armen Kindes. Daß ich diesen Verlust nicht so schwer und schmerzhaft empfinde, kannst Du mir nicht übel deuten, ich habe ja das Kind nicht gekannt! Ich danke Dir, Hugo, Du hast Dich des kleinen Wesens angenommen.“

„Und meinen Dank dafür habe ich schon geerntet. Ich empfand einige Scherlein von meinem Ueberfluß, das ist keines Dankes wert, aber was Dein früherer Bursche und die Schwester Deiner Braut an dem Kinde gethan haben, das verdient Deinen vollen Dank, und das ist es, worauf ich Dich aufmerksam machen möchte. Die beiden haben sich Entbehrungen auferlegt und willig ihre Ersparnisse hingegeben, damit das Kind keinen Mangel litt, sie haben es mit rührender Liebe gepflegt und im schönsten Sinne des Wortes ihm die Eltern ersetzt.“

„Sie sollen mich nicht undankbar finden!“ sagte der Baron. „Wie ich höre, wollen die beiden nun heiraten, sie sollen freudig in die Zukunft blicken können. Daß sie das Kapital nicht leichtsinnig vergeuden werden, dafür bürgen wohl ihr Fleiß und ihre Bescheidenheit.“

„Gewiß; wärest Du nicht gekommen, so würde ich für dieses brave Paar gesorgt haben. Ich habe die beiden erprobt, sie sind es wert, daß man sich ihrer annimmt. Auch die Brüder Ganter rechnen auf Deine Erkenntlichkeit. Sie behaupten, durch ihre Bemühungen Dir die Erbschaft gerettet zu haben; der Kellner hat seine Stellung in Homburg verlassen, um den Betrüger zu verfolgen und zu entlarven, und wenn der andere als Agent der geheimen Polizei auch nur seine Amtspflicht erfüllt hat, so glaubt er doch, eine klingende Anerkennung erwarten zu dürfen.“

„Ich werde auch daran denken, wenn ich auf die Erbschaft verzichte, mein Onkel wird wohl so viel davon entbehren können! Aber wir verkaufen den Pelz, bevor wir den Fuchs haben,“ scherzte der Baron, „wer weiß, ob nicht in diesem Augenblick schon mein kühner Doppelgänger mit den gesamten Wertpapieren durchgebrannt ist!“

„Wäre Dir das wirklich gleichgültig?“

„Jetzt doch nicht mehr, der Bursche mag sich salbieren, aber das Geld soll er hier lassen.“

„Es wäre nur gerecht, wenn dieser Schwindler im Zuchthaus büßen müßte!“

„Gerecht? Nun ja, aber auf sein schuldloses Kind würde die ganze Schande zurückfallen! Ferner würde ich mich genötigt sehen, hier länger zu verweilen, wie mir im Interesse meiner Plantage drüben lieb sein kann; ich müßte ja als Zeuge auftreten!“

„Mit einem Verhör würde das erledigt sein,“ sagte Graf Ellern. „Du hast ja weiter nichts zu bezeugen, als daß der Ring Eigentum Deines Schwiegervaters gewesen ist.“

„Und dann muß ich die Papiere bezeichnen, die mein Schwiegervater mitgenommen und der Abenteuerer ihm gestohlen hat,“ entgegnete Franz von Feldern ärgerlich, „da wird dann der Untersuchungsrichter über jeden Witz genaue Auskunft verlangen, und daß dies keine angenehme Sache ist, wirst Du zugeben. Uebrigens können die Verhandlungen gegen den Schwindler auch meiner Familie nur unangenehm sein, sie bieten voraussichtlich manchen Stoff zu beißenden Spottereien.“

„Das muß Dein Onkel freilich über sich ergehen lassen,“ erwiderte der Graf achselzuckend, „weshalb ließ er sich auch von diesem Abenteuerer täuschen! Na, hier sind wir an der Wohnung meines Freundes Galen angelangt, Du wirst in ihm einen vortrefflichen Menschen kennen lernen und wir machen ihn glücklich durch die Botschaft, die wir ihm bringen.“

Sie gingen in das Haus hinein, in dem der Hauptmann wohnte, und als sie es nach einer halben Stunde wieder verlassen, begleitete Berthold von Galen sie mit froher Miene auf dem Wege zur Wohnung des Obersten.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sturm im Anzuge.

(Fortsetzung.)

Schon den ganzen Tag hat die Sonne in sengender Glut vom Himmel herab gebrannt. Die Aehren trugen auf den Aedern nirgends ein Lustzug, nirgends Kühlung in der dämpften Schwüle. Da plötzlich beginnt im Westen eine dunkle Wolke emporzusteigen, langsam kriecht sie höher und höher, goldig umrandet. Kieselstein hebt das Vieh auf der Weide die Köpfe, dann ein Blitzstrahl, dann noch einer — dann tiefe Stille. Schon längst haben die Fischer, die im Dorf zurückgeblieben, Meer und Himmel beobachtet, ungewiß, ob das Wetter heraufkommen werde oder nicht. Jetzt drücken sie den Hut aus geteilter Leinwand fester über den Kopf, wechseln einzelne Worte, dann schreiten sie langsam zum Strande hinab, um die Boote auf den Strand zu winden und ihre Vorbereitungen gegen Wind und Wasser zu treffen, so weit es möglich ist. Aus den Häusern kommen die Frauen, die Kinder unterbrechen ihre Spiele — eine lautlose, aber um so nachhaltigere Tätigkeit beginnt. Da plötzlich ein Schrei: „Hans, Hans, mein Mann, mein Mann!“ Eine junge Frau mit flatterndem Haar flieht aus einem der kleinen Häuser mit den verräucherten Strohdächern zum Strande hinunter und eilt mit gerungenen Händen am Wasser auf und ab. Die Arbeitenden werfen stumm einen ersten Seitenblick auf sie und schaukeln sich weiter. Immer mehr jammern die Frauen und weinende Kinder sammeln sich an, ängstlich auf das Meer hinausschauend, dem zum Gang hinausgezogenen Gatten, Vater und Bruder entgegen. Immer düsterer wird der Himmel. Noch ist die Flut glatt wie ein Spiegel, aber in der Ferne gärt es auf mit schäumendem Gischt. Ein unheimliches Säuen, Brausen und Rauschen überläßt das eintönige Murmeln und Plätschern der Wellen am Uferaum und nun plötzlich bricht es los, wild heulend — Sturm und Donner zugleich. Die wetterkundigen Fischer aber haben sich längst aus hoher See in den nächstliegenden Hafen gerettet und ehe noch der Himmel sich geklärt, haben sie bereits die heimatischen Wohnstätten erreicht, durchnäßt, zerzaust, aber gesund und mit Beute beladen — aufatmend, jubelnd begrüßt von den Thronen. 2. Th.



Der Schneemann im März.

Ein Märchen für die ganz Kleinen.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Es war schon recht schönes, warmes Wetter gewesen und die Vögel hatten in der Märzsonne so laut gesungen und gepfeifen, daß man hätte glauben können, der Frühling wäre eingezogen. Da ward der Himmel finster, der Wind kam eiskalt und es fiel so viel Schnee vom Himmel, daß die Erde mit Schnee bedeckt war und die Bäume, Sträucher und Hausdächer ganz weiß standen. So viel Schnee hatte es selbst im härtesten Winter nicht gegeben und die Buben sprangen aus den Häusern, rannten im Schnee umher, warfen sich mit Schneebällen und jagten zuletzt, jetzt wollen wir auch einen großen Schneemann aufbauen. Sie nahmen also einen tüchtigen Klotz Schnee, wählten den umher und hatten bald ein so großes Stück wie ein Baumstamm da; das stellten sie auf und es war der Leib. Nun machten sie Arme von Schnee daran, setzten ihm einen schönen runden Schneekopf auf, machten in den Kopf zwei prächtige schwarze Augen von Kohlen, eine große Schneenase und eine frischen roten Mund von zwei gelben Rüben, in den Mund steckten sie ihm eine kleine Tabakspfeife, in den Arm gaben sie ihm einen Besen und auf den Kopf setzten sie dem weißen Mann eine rote Mütze. Jetzt war er fertig, stand lustig mit seinem Besen und seiner Pfeife da und schaute die Buben mit seinen schwarzen Kohlenaugen an.

Das gefiel den Buben sehr und sie sprangen um ihn herum, schwenkten die Mützen, lachten und sangen und nannten den Schneemann den alten Papa Winter, aber der Schneemann wollte nicht lustig werden. Er schielte mit dem einen Auge zur Sonne hinauf, die jetzt aus den Wolken hervorkam und auch über den Schneemann im März lachte.

Das Lachen der Sonne konnte der Schneemann nicht vertragen. Nebel, Schnee und Kälte waren ihm lieber. Er war ein Freund des eisigen Winters, und wenn der Himmel grau war und die Menschen kalten und Ohren verfrorren, dann fühlte er sich am stärksten und war am lustigsten. Kam aber die warme Sonne, so war ihm zu Mute, als müßte er heulen, und wenn er einen Storch sah oder einen Star, die anzigten, daß der Frühling schon unterwegs war, so ward er so jornig, daß er sie gern mit seinem Besen tot geschlagen hätte; aber Storch und Star nahmen sich in acht, an den eisigen Schneemann heran zu kommen. Der Storch klapperte mit dem Schnabel, wenn er über den Schneemann hinweg flog und der Star rief ihm: „Verr, verr! Mach’ daß du wegstommst!“

Und der Schneemann schielte dann bedenklich zur Sonne hinauf.

Diese fürchtete sich jedoch nicht vor dem Schneemann. Sie lachte ihn an und sagte: „Jetzt kommt der Frühling mit Blumen und Sonnenchein. O weh, Schneemann!“

Und dem Schneemann wurde es wirklich angst und weh, denn er wußte, daß die Schneemänner, wenn der Frühling kommt, leicht die Sonnenkrankheit bekommen können. Er getraute sich

jetzt gar nicht mehr, zur Sonne hinaufzusehen, sondern schaute immer ganz dumm gerade vor sich hinaus, aber das half ihm alles nichts. Zuerst kitzelte es ihn in der Nase und er bekam einen so fürchterlichen Schnupfen, daß ihm die ganze Nase mit hinabließ, dann zwickte es ihn in den Ohren, daß sie in Stücken herabfielen, darauf fühlte er es so arg im Kopfe, daß dieser nach der Sonnenseite zu ganz klein wurde und die Arme so lahm und schwach, daß sie gar nicht mehr die Kraft hatten, den Besen zu halten, und jetzt weinte der Schneemann über all das Elend, so daß ihm die schwarzen Kohlenaugen heraussielen, und schließlich bekam er es im Magen — es wurde ihm übel, und er schluckte so gewaltig, daß er die Pfeife aus dem Munde rutschen ließ und die herunterlaufenden Thränen ihm auch die schönen Glatzenrückenlippen mit fortspülten. Dabei wurde der Schneemann immer magerer, jetzt stand er nur noch wie ein kleiner Kiefer Schneeflock da, und als die Sonne ihn wieder ansah, zerbrach er schnell ganz zu Wasser. Die Sonnenkrankheit hatte ihn umgebracht.

Nur noch die beiden Füße von Schnee, die die Sonne nicht anlassen konnte, blieben stehen. Nun kamen der Storch und der Star; der Storch schlug mit seinem Schnabel den einen Fuß weg, weil er merkte, daß unter diesem in der Erde ein Regenwurm lebendig wurde, und der Star scharte den andern fort, da er glaubte, dort ein paar recht dicke Käfer für seinen Frühlingshunger zu finden, denn er war den ganzen Vormittag herumgeflogen und herumgesprungen; an den armen Schneemann dachte jedoch kein Mensch mehr, weil es schon Weiden zu pflücken gab. Weshalb war aber auch der böse Winter, als es schon Blumen geben sollte, noch einmal wiedergekommen?

Suchstabenpiel-Aufgabe.

u			n
	h		d
		i	
	b		l
n			r

Die leeren Felder der nebenstehenden Figur sollen so ausgefüllt werden, daß sich von links nach rechts, wie von oben nach unten gelesen, ergeben:

- 1) Ein männlicher Rufname.
- 2) Der äußere Teil eines Seebeckens.
- 3) Ein Ausweis.
- 4) Ein weiblicher Rufname.
- 5) Eine Menschenraffe.

Auflösung der Kinder-Charade Seite 284:

Abart.

Die Beweglichkeit des Osterdatums.

Von

Dr. Schubert.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Ein so spätes Osterfest, wie wir in diesem Jahre zu feiern haben, ist seit 152 Jahren nicht vorgekommen und erst unsere Enkel werden es im Jahre 1943 wieder erleben können, daß der Oster Sonntag auf den 25. April fällt. Da das Osterdatum einen Spielraum von 35 Tagen, nämlich vom 22. März bis 25. April inklusive besitzt, so könnte man denken, daß jedes mögliche Osterdatum in 350 Jahren etwa zehnmal vorkommt oder, was das selbe ist, daß in etwa 3 Prozent aller Jahre Ostern auf ein bestimmtes Datum fällt. Dem ist jedoch nicht so. Noch nicht 0,8 Prozent aller Jahre haben Ostern am 25. April. Seitdem die römische Kirche am Ende des sechsten Jahrhunderts das Datum des Osterfestes an eine bestimmte Vorschrift geknüpft hat, ist es bis jetzt überhaupt erst neunmal vorgekommen, daß Ostern, wie in diesem Jahr, so spät wie möglich fällt. Es war dies in den Jahren: 672, 919, 1014, 1109, 1204, 1451, 1546, 1666, 1734. Ebenso selten fällt der Oster Sonntag auf den ersten Tag, auf den er überhaupt fallen kann, auf den 22. März. Zwar hat unser Kaiser im Jahr 1818, als er 21 Jahre alt wurde, die Feier seines Geburtstages mit der Osterfeier verbinden können. Wer jedoch von allen jetzt lebenden Christen nach 1818 geboren ist, wird niemals in seinem Leben Ostern am 22. März feiern können, weil nach dem gregorianischen Kalender von allen Jahren dieses und des nächsten Jahrhunderts nur das Jahr 1818 Ostern am 22. März hat. Wenn jedoch jemand sehr viel Wert darauf legen sollte, Ostern am 22. März feiern zu können, so kann er dieses Ziel dadurch erreichen, daß er zur griechisch-katholischen Kirche übertritt und von jetzt an noch 29 Jahre lebt, da nach dem alten julianischen Kalender im Jahre 1915 Ostern auf den 22. März fallen wird. Die Jahre, in denen vor 1818 der Oster Sonntag am 22. März gefeiert wurde, sind folgende: 604, 851, 946, 1041, 1136, 1383, 1478, 1573, 1598, 1693, 1761. Bei dieser Zahlenreihe und bei der oben für das Osterfest am 25. April angegebenen Zahlenreihe ist jedoch zu beachten, daß die Jahre 1598, 1693 und 1666 sich nur auf das katholische Deutschland beziehen, wo der verbesserte gregorianische Kalender schon am 17. Januar 1584 eingeführt wurde. Dagegen feierte das protestantische Deutschland, das diesen Kalender erst am 1. März 1700 annahm, im Jahr 1668 Ostern am 22. März und im Jahr 1641 Ostern am 25. April.

Die Vorschrift für das Osterdatum verlangt bekanntlich, daß Ostern auf den ersten Sonntag nach dem Tag fällt, an welchem im Frühling zuerst Vollmond eintritt, wobei als Frühlingsanfang der Moment zu rechnen ist, in welchem die Sonne bei ihrer jährlichen Wanderung nach Norden den Himmelsäquator überschreitet. Da also drei verschiedenartige Faktoren: Eintritt des Frühlings, Vollmond und Wochentag, bei dem Osterdatum eine Rolle spielen, so ist die Lage desselben scheinbar sehr unregelmäßig, doch kann man mit Aufwand von einiger Mühe aus der Jahreszahl das zugehörige Osterdatum berechnen, wenn man die von Piper (Breslauer Journal für reine und angewandte Mathematik, Band 22) ver-

allgemeinere Gaußsche Osterformel anwendet. Für unser Jahrhundert ergibt sich das Osterdatum aus der Jahreszahl auf folgende Weise. Es sei n die Zahl des Jahres im Jahrhundert, zum Beispiel 86 für das gegenwärtige Jahr. Es mögen ferner a, b, c, d, e die kleinsten Reste der fünf Divisionen $(n+14):19$, $n:4$, $(n+1):7$, $(19n+23):30$, $2(b+2c+3d+2e):7$ bezeichnen. Dann fällt Ostermontag auf den $(22+d+e)$ ten März oder $(d+e-9)$ ten April. Für 1886 gibt zum Beispiel $(86+14):19$, das heißt 100:19, den Rest a gleich 5, $86:4$ den Rest b gleich 2, $(86+1):7$, das heißt 87:7, den Rest c gleich 3, $(19 \cdot 86 + 23):30$, das heißt 118:30, den Rest d gleich 28, $2(2+2 \cdot 3+3 \cdot 28+2):7$, das heißt 188:7, den Rest e gleich 6. Demnach muß Ostern auf den $(28+6-9)$ ten, das heißt 25. April fallen.

Die Beweglichkeit des Osterdatums in einem fünfzehnjährigen Intervall hat im sozialen Leben der Gegenwart mancherlei Unbequemlichkeiten im Gefolge. Darum sind schon oft Stimmen laut geworden, welche verlangen, daß das Datum des Osterfestes auf sieben Tage beschränkt bleibe, welche am zweckmäßigsten um den 1. April herum zu legen wären. In der That bildet die Lage des Osterfestes und die Lage der von ihm abhängigen Festtage, namentlich der Pfingsttage, für viele Menschen oft einen wichtigen Zeitabschnitt (Ferien, Reisen, Hochzeiten und so weiter). Diese Wichtigkeit einerseits, andererseits die mit der Berechnung des Osterfestes verbundene Mühe und der Umstand, daß die Kalender immer nur die Osterdaten weniger Jahre enthalten, haben uns veranlaßt, die Lage des Osterfestes in den 100 Jahren von 1840 bis 1940 durch folgende Tabelle übersichtlich darzustellen.

Ostertabelle für die Jahre von 1840 bis 1940.

	21. März	26. März	31. März	5. April	10. April	15. April	20. April	25. April
40								
45								
50								
55								
60								
65								
70								
75								
80								
85								
90								
95								
00								
05								
10								
15								
20								
25								
30								
35								
40								



Aus allen Gebieten.

Ungeziefer beim Geflügel.

Nachte Stellen bei den Hühnern können durch Federlinge (Läuse), aber auch durch Vogelmilben veranlaßt werden. Letztere sitzen am Tage in den Ritzen und Fugen des Holzwerks der Hühnerställe und gehen meist nur bei Nacht auf das Geflügel, um aus diesem Blut zu saugen. Die von diesen Milben verursachten Stiche verursachen heftiges Juckgefühl und veranlassen das Reiben und Kratzen der Vögel. Sind viele Läuse auf einem Huhn, so wird durch solche nur selten Rauhheit hervorgerufen; eher ist dies der Fall, wenn Federpilmilben sich in den Federkielen der Hühner angesiedelt haben. Das Hauptungeziefer der Hühner, seien es Milben oder Federlinge, schreibt Professor Dr. Zürn, vertreibt man von den Tieren, wenn man letztere mit einem Gemisch von einem Teil ätherischem Anisöl und zehn Teilen Küßöl einreibt, oder mit einem Gemisch von einem Teil Anisöl und zwanzig Teilen Wasser (gut durchgeschüttelt) wäscht; auch fünfprozentige spirituelle Naphthalinlösung als Waschmittel wird ebenfalls gegen Hautungeziefer gerühmt. Daß Hühner der Staubbäder bedürfen, um sich des Ungeziefers zu entledigen, ist bekannt. Solche Bäder sollten entweder aus Loh oder aus einem Gemisch von Sand und fein gesiebter Asche bestehen und in ganz flachen Gruben angebracht sein; gelegentliches Hinzufügen kleiner Mengen perflüchteter Insektenpulvers oder Besprengen des Bades mit etwas Karbolwasser oder mit durch Küßöl verdünntem Petroleum hat sich als sehr nützlich erwiesen. Aus den Geflügelställen werden Milben und Federlinge vertrieben, wenn man als Streu Torfmüll benützt, gelegentlich auch einige Hände voll Kalkstaub (zerfallenen gebrannten Kalk) auf Boden, Einstangen u. w. wirft, endlich allmonatlich den Stall mit 5- bis 10prozentiger wässriger Karbolsäurelösung desinfiziert. Wenn die aus Latten bestehenden, mit verflochtenen Ranten versehenen Einstangen der Hühner mittels von der Stalldecke herabhängender Eisenstangen derart aufgehängt sind, daß sie von jeder Stallwand, sowie vom Stallboden mindestens $\frac{1}{2}$ Meter entfernt sind, so können Vogelmilben bei Nacht nicht auf die Hühner gelangen und diese durch Stechen und Blutsaugen quälen; solches wird um so weniger möglich werden, wenn man um jeden dieser die Einstangen tragenden Eisenstäbe, unmittelbar unter der Stalldecke, einen Ring von Vogel- oder Brumataleim anbringt.

Färben des Eisens.

Durch eine Anzahl technischer Zeitschriften gehen folgende Anweisungen zum Färben des Eisens: 1) Legt man blaue Eisenteile in ein Gemisch einer Lösung von 140 Gramm unterschwefeligen Natrium in ein Liter Wasser und einer Lösung von 35 Gramm essigsaurem Bleizyd in ein Liter Wasser und erhitzt diese Mischung allmählich bis zum Sieden, so erhalten dieselben das Aussehen, als wären sie blau angelassen. 2) Bringt man eine Mischung aus 3 Teilen Hyperphosphorsäure mit einem Teile essigsaurem Blei (Bleizucker) in gelöstem Zustande auf blaue Eisenteile und erhitzt dieselbe, so lagert sich auf denselben eine Schicht Schwefelblei ab, durch welche die Metalloberfläche in verschiedenen Farbtönen durchscheint. 3) Taucht man kleine Gegenstände von Schmiede- oder Gußeisen in geschmolzenen Schwefel, dem etwas Ruß beigemengt ist, so bildet sich ein Überzug von Schwefeleisen, welcher durch Abreiben eine schöne Politur erhält.

Beseitigung des Hautgout bei Fleischwaren etc.

Um dem Fleische selbst den stärksten Hautgout zu nehmen, ist das einfachste Mittel das manganlaure Kali. Man löst in einem Liter recht reinen, am besten sogar destillierten Wassers etwa 20 Gramm manganlaures Kali auf, welche Lösung bei gutem Verschluss der Flasche sich jahrelang, ohne zu verderben, aufbewahren läßt. Das Fleisch, welchem man den üblen Geruch nehmen will, lege man nun in ein Gefäß, übergieße dasselbe mit ganz reinem Wasser, so daß dieses das Fleisch gänzlich bedeckt. Dann bringe man von der Kalilösung so viel Tropfen dazu, bis das Wasser, in welchem das Fleisch liegt, eine rötliche Färbung erlitten hat. In diesem mit manganlaurem Kali durchsetzten Wasser bleibt das Fleisch 10-15 Minuten liegen, wobei dasselbe von außen eine weißliche Farbe annimmt, welche sich indes beim späteren Braten oder Kochen wieder verliert. Der üble Geruch ist aber vollständig verschwunden.

Prüfung von Essig auf Verfälschung mit Mineralsäure.

Eine italienische Zeitschrift empfiehlt die Anwendung von Nethylanilinviolet, auch Hofmanns oder Pariser Violet genannt, zur Entdeckung freier Mineralsäuren im Essig. Eine Lösung dieser Farbe, wenn auch nur $\frac{1}{10}$ Prozent davon enthaltend, soll durch Mineralsäuren sogar in sehr verdünntem Zustande in Ultramarinblau verwandelt werden, während organische Säuren die Farbe unverändert lassen.

Rezepte.

Das Gelbe vom Ei aufzubewahren, legt man es einfach vierundzwanzig Stunden lang in mit Meer Salz versetztes Wasser und läßt es nachher trocknen. In diesem Zustand kann man es lange aufbewahren und jederzeit zu beliebigem Gebrauche verwenden.

Guter Buchbinderleim. 4 Teile guter Kölner Leim werden in 15 Teilen kalten Wassers einige Stunden lang eingeweicht, dann gelinde erwärmt, bis die Masse gleichförmig und klar geworden ist und hierauf mit 65 Teilen kochenden Wassers verdünnt. In einem zweiten Gefäße werden 30 Teile Stärkekleister mit 20 Teilen kalten Wassers sorgfältig angerührt, so daß eine milchige Flüssigkeit ohne Klumpen entsteht, in welche die heiße Leimlösung unter Umrühren eingegossen wird, wobei die Masse immer nahe am Kochen erhalten werden muß. Nach dem Erkalten kann man noch einige Tropfen Karbolsäure hinzugeben, um den Leim haltbarer zu machen.

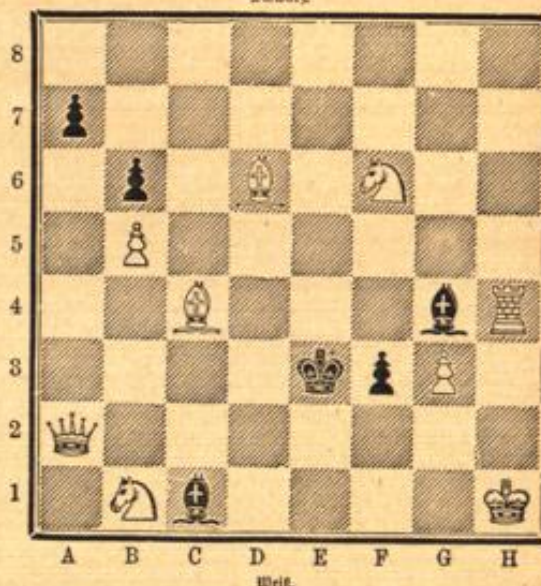
Schach.

(Redigiert von Jean Zupedra.)

Aufgabe Nr. 10.

Von E. G. Lank.

Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 8 Seite 335:

- | | |
|------------------------------------|----------------------------|
| 1) D. E 7 - G 5 | 1) R. E 5 - D 6 . |
| 2) D. H 3 - F 5 | 2) Beliebig. |
| 3) D. F 5 - D 5 Matt. | |
- A.
- | | |
|---|--|
| 1) D. H 3 - D 7 | 1) R. F 5 - D 4 . |
| 2) D. G 5 - E 7 oder D. D 7 - D 5 (D 2) Matt. | 2) R. D 4 - C 5 oder E 5 (- C 3) . |
- B.
- | | |
|------------------------------------|----------------------------|
| 1) D. H 3 - D 5 | 1) D. G 1 - H 2 . |
| 2) D. D 5 - D 5 Matt. | 2) Beliebig. |

Andere Spielarten ähnlich oder leicht.

Auflösung des Buchstabenrätsels „Zum 22. März“ Seite 407:

Kaiser Wilhelm, Er lebe hoch!

Diejenigen unserer geehrten Abonnenten, welche die Deutsche Romanbibliothek

in Bänden — anstatt in Nummern oder Heften — zu beziehen pflegen, setzen wir hiemit in Kenntnis, daß

der erste Band des laufenden vierzehnten Jahrgangs nun vollendet vorliegt und — 624 Seiten stark — sowohl broschiert zum Preis von nur 4 Mark — als auch fein in Leinwand mit Goldprägung gebunden zum Preis von 6 Mark — bezogen werden kann.

In demselben sind folgende Romane — die ersten fünf vollständig, der letzte teilweise zum Teil — enthalten:

- „Der Battono“ von J. v. Suttner.
- „Ein Feenschloß“ von Helke v. Geyern.
- „Karadi-nisa“ von F. v. Jobellik.
- „Der Mohr von Berlin“ von Georg Horn.
- „Do ut des“ von O. Heller.
- „Die Lehnjungfer“ von Emil Erhard.

Außerdem ein reichhaltiges Sequel.

Welch reicher und gediegener Inhalt für erstaunlich billigen Preis! Es bezahlen die Abonnenten für jeden der obigen Romane noch nicht einmal 70 Pfennig!

Dieser erste Band der „Deutschen Romanbibliothek“ wolle bei derselben Buchhandlung bestellt werden, bei welcher man auf die „Illustrierte Welt“ abonniert ist; ein Bestellchein liegt dieser Nummer zu gefälliger Benützung bei. Postabonnenten wollen sich an die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt an die Verlagshandlung wenden.

Stuttgart.

Deutsche Verlags-Anstalt
vormals Eduard Hallberaer.

